Der Neue Don Quixote.

Zweiter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube 1

Sechzehntes Kapitel.

Burggasse Numero Vier 44

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 78

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie 115

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen 161

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl 196

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte 235

Seite

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 258

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Don Quixote und Tiger 272

Der Neue Don Quixote.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Wenn man sich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle seine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, so müßte das unfehlbar das Frühjahr sein mit seinen freundlichen Morgenstunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin segelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig aufschauender Blumen. Ja, für den Frühling sollte man sich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die schönen Tage desselben damit zu verderben, sondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verschwinden zu lassen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maisonne vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hause geht und schon im Dahinschreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf sich einwirken läßt und jenen warmen, feuchten Hauch, den die Erde ausströmt und den ein Westwind

uns faſt dunſtig ins Geſicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen ſchließen, ſchwarze, aufgelockerte Erde vor unſere Phantaſie zaubert, die erſten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen — der fühlt nach und nach die Rinde ſchmelzen, die ſein Herz nicht nur umzieht, ſondern auch ſchmerzhaft zuſammendrückt, und wenn er alsdann in der Nacht feſt und ruhig geſchlafen hat und am Morgen in das lachende Geſicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm geſtern niederdrückend vorkam, erſcheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meiſten der armen Menſchen ſind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und ſchlage einer die finſteren Gedanken ſich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am anderen Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Geſicht peitſchen, wo er mit der einen Hand ſeinen langen Stock hält und mit der anderen ſeinen Hut beruhigt, der bei jedem Windſtoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupte des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine ſtrömende Goſſe getrieben zu werden!

Auf die eben beſchriebene Art war am anderen Morgen nach jenem gemiſchten Thee Herr Larioz aus ſeiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an ſeiner Seite Gottſchalk, der von Näſſe und Wind weniger zu leiden hatte, da er ſich hinter ſeinem Vorgeſetzten hielt und durch die lange Geſtalt deſſelben geſchützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieſes Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit

zu ſprechen, die da im Stande iſt, ein trauriges Herz fröhlich zu ſtimmen, ſo müſſen wir hinzuſetzen, daß der rauhe, windige und naſſe Herbſttag dagegen die Verſtimmung des Herrn Larioz ſichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden ſie auf dem Vorplatze den Tiger, der ſich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconſulenten ſtand. Wenn die froſtige, feuchte Schreibſtube der beiden Anderen ſchon an einem ſonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter ausſah, den man mit Gewalt zu einem mürriſchen Lächeln zwingt, ſo konnte man heute bei dem niederſtrömenden Regen, bei dem troſtloſen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen paſſenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte ſeinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür beſtimmten Nagel und ſtellte ſich mit über einander geſchlagenen Armen an die angelaufenen Fenſter. Der Anblick des Hofes war indeſſen, wir möchten ſagen: glücklicherweiſe, noch trauriger als der im Innern des Zimmers; hatten ſich die ſchwarzen ſpitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts gelehnt, oder täuſchten Regen und Schnee, der ſie dicht verſchleierte — genug, man konnte glauben, die umherſtehenden alten ruinenhaften Häuſer blickten mit Selbſtmordgedanken auf die Kehrichthaufen im Hofe. Sogar dieſe letzteren ſchienen ein Gefühl ihres Elends zu haben, denn der Regen, der ſich oben in den Vertiefungen ſammelte, lief wie in

Thränenbächen an ihnen herunter, so daß es aussah, als beweinten sie ihr jammervolles Dasein.

„Das ist doch ein wahres Hundewetter," sagte der lange Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausgeschaut.

Gottschalk, der sich durch einige sehr kunstlose Sprünge, die er hinter dem Rücken seines Vorgesetzten ausführte, zu erwärmen versuchte, näherte sich jetzt ebenfalls dem Fenster und fragte mit einer etwas affektirten Schüchternheit: „Warum sagt man eigentlich Hundewetter, wenn es so stürmt und regnet?"

„Das ist doch sehr einfach," entgegnete verdrießlich Herr Larioz; „weil ein Hund bei solchem Wetter nicht auf die Straße geht."

„Da aber die Menschen es doch thun," sprach der Bube mit einem sehr pfiffigen Gesichtsausdrucke, „so könnte man es ebenso gut ein Menschenwetter nennen."

„Für manche Menschen wäre es allerdings das gehörige Wetter," versetzte finster Herr Larioz und dachte dabei an den gestrigen Abend und sah im Geiste Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern auf einem der Kehrichthaufen wie auf einer verwünschten Insel stehen und umsonst die Hände flehend nach Jemand ausstrecken, der sie von da erretten möge.

„Ja, einen Hund sieht man bei solchem Wetter selten auf der Straße," fuhr Gottschalk fort, sichtlich erfreut, daß ihn sein Vorgesetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwiesen; „und wenn man je einen sieht, so schleicht er an den Häusern hin und kriecht ins Trockene, sobald er kann."

„Darin hast du wohl deine Studien gemacht?" fragte der lange Schreiber.

„Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müssen," meinte der Knabe; „denn der Vater hatte immer eine ganze

Menge zum Dreſſiren, die im Keller eingeſperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren."

„So, bei euch werden Hunde dreſſirt? — Ich mag die dreſſirten Hunde nicht."

„Ach, die müſſen alle dreſſirt ſein," verſetzte Gottſchalk mit großer Wichtigkeit, „ſonſt taugen ſie nichts. Was würde ein undreſſirter Hund nicht alles für Unheil anſtellen! Er würde ſtehlen und auffreſſen, was er findet."

„Weil das in ſeiner Natur liegt," ſagte der Andere gedankenvoll.

„Er würde Einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe."

„Natürlich, weil er ein Recht hat, ſich zu wehren," meinte Herr Larioz.

„Er würde auf der Jagd ſich wohl hüten, eine geſchoſſene Ente aus dem Waſſer zu apportiren," fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

„Und er hätte Recht, wenn er keine Ente apportirte," ſagte Herr Larioz kopfnickend. „Es liegt das nicht in ſeiner Natur; man hat ſein Naturel gewaltſam verändert, man zwingt ihn, ſich zu verſtellen und anders zu ſein, als er ſein ſollte."

Der Knabe ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Wenn aber alle ſo undreſſirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück."

„Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzuſtand," entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken verſunken, weit, weit hinaus zu blicken ſchien, durch den Regen und durch die Häuſer in unabſehbare Fernen. „Leider, leider iſt Alles Dreſſur," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glück-

liche Zeitalter erleben, wo die Menschen so sprechen, wie sie denken?"

Gottschalk schüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute sich, in sehr bescheidenem Tone zu sagen: „Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man sich ja gegenseitig schöne Grobheiten machen."

„Besser das, als Falschheiten."

„Aber Alles müßte ja aufhören," meinte der Knabe, muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. „Gestern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er sagte, weil ich absichtlich einen Dintenspritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil gestern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen ist. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl sagen dürfen?"

Nach diesen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Gesichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick schwieg, ehe er sagte: „Deine Nutzanwendung, mein lieber Gottschalk, zeugt von einigem Scharfsinn, und ich will dir darauf entgegnen, daß man allerdings seine Meinung offen und frei sagen sollte, wenn die ganze Welt einverstanden wäre, es gegenseitig so zu machen, sich ohne Falsch und Hinterlist, ohne allen Rückhalt zu behandeln."

„Ah so!" erwiderte der Knabe: „das scheint aber nicht der Fall zu sein, denn sonst hätte mich der Herr Rechtsconsulent nicht wegen des Dintenspritzens gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozesses."

„Leider! leider!" versetzte der Schreiber, und dabei stützte

er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. „Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der Falschheit der ganzen Welt entgegentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf," setzte er träumerisch hinzu, „ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. — Vor Allem aber merke dir einen Spruch," fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, „der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist."

„Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut."

„Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen. — Es ist schon gut," ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann im

Zimmer auf und ab spazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenstand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammen, blies die Backen auf, als fühle er sich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach besonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen sein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzubringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottschalk schmunzelte vergnügt, als er seinen Herrn und Meister so eintreten sah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeschickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anscheine nach in voller Arbeit gestört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung seines Fleißes ein finsteres Gesicht zu machen, fing er mit einer solchen Wuth zu schreiben an, daß sich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und spritzte.

Der Rechtsconsulent warf über seinen gespitzten Mund hinweg einen melancholischen Blick durch die Fensterscheiben, hinter welchen man nichts als Dunst, Regen und Schnee sah; er seufzte tief auf, barg seine rechte Hand auf der Brust und sagte zu Gottschalk, indem er sich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: „Sieh' draußen nach, was die Magd treibt, daß sie nicht zu viel Holz in den Ofen schiebt, und dann schau, ob die Ableitungsröhre des Regenfasses gehörig geöffnet ist, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberschwemmung in meinem Arbeitscabinet habe."

Der Lehrling erhob sich verdrießlich, daß er so in bester Arbeit gestört werde, und warf einen Blick der Sehn-

ſucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beſchäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuſchichten. Gottſchalk ſchwang ſich auf eine leer ſtehende Kiſte, ſchlenkerte mit den Füßen hin und her, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeiner Hoſen und ſah ſtillvergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinnen war der Rechtsconſulent noch einige Mal haſtig auf und ab geſchritten mit zu Boden geſenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenſter ſtehen, ſeufzte tief auf, blies faſt pfeifend den Athem von ſich und ſagte alsdann: „Das ſind ſchöne Geſchichten! — Meinen Sie nicht auch, daß das ſchöne Geſchichten ſind?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von ſeiner Arbeit in die Höhe ſah. „Merkwürdige Geſchichten — ganz infame Geſchichten! Aber ich will nächſtens unter ſie treten und fürchterliche Muſterung halten! Hat doch dieſe — Madame Weibel ſich erlaubt, mir die ehrenrührigſten Dinge ins Geſicht zu ſagen!“

„Ja,“ unterbrach ihn Herr Larioz mit großer Ruhe, „und hat doch Babette ſich unterſtanden, mir einen Kübel ſchmutzigen Waſſers auf meinen Frack zu gießen.“

„Oh!“ machte erſtaunt der Prinzipal. „Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?“

„Das geſchah geſtern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlaſſen; es war das ein hinterliſtiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Ueberguß, ein Ueberguß mit Spülwaſſer; ich ſah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fett ordentlich glänzt.“

„Ja, Spülwaſſer,“ ſprach der Rechtsconſulent, indem er mit den Zähnen knirſchte, „Spülwaſſer — was mir das ſchon

in meinem Hauſe zu ſchaffen gemacht hat! — Doch ſchweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie ſich denken," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf ſeinem Bauch zuſammen gefaltet und erſchrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, „daß das Attentat von geſtern auf uns Beide eine abgekartete Geſchichte war? Können Sie ſich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weiſe in einem Verdacht hat? — O, ich bin ganz außer mir. Es iſt das eine wahre Mordgeſchichte, in die auch Sie verwickelt ſind. — Ja, Sie, ſchauen Sie mich nur fragend an, auch Sie ſind darin verwickelt, und Sie werden ſich doch ſo unſchuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind."

Der Blick, mit dem Herr Larioz hierauf ſeinen Herrn anſah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

„Die Geſchichte mit dem Gottſchalk iſt an Allem ſchuld," fuhr der Rechtsconſulent fort. „Wir hätten den Jungen auf das Bureau genommen — ſo ſagen die da droben — nicht aus Mitleid mit ſeiner hülfloſen Lage, ſondern weil er, weil er — o, es kommt mir ſo lächerlich vor, daß ich es kaum ausſprechen kann — weil er eine hübſche Schweſter habe! — Nun, was ſagen Sie dazu?"

„Es kommt mir das nicht ſo unerwartet," entgegnete der lange Schreiber, indem er ſein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf ſtützte. „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes ſagen muß, aber wer es ſelbſt liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der ſetzt daſſelbe auch bei andern Leuten voraus. — Der arme Bube! Da wird es wohl mit ſeiner Exiſtenz alsbald zu Ende ſein."

„Vorderhand nicht," versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; „bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären."

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eilfertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Prinzipal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte," fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde niedertauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. — „Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen —"

„Meine geringe Persönlichkeit," sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

„Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen — ich selbst. Ja, ich selbst," wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernsten und traurigen Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte

zuweilen vergnügt in ſich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür geſetzt, und er habe ſeine Kinder genommen und ſich das gefallen laſſen; er ſei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe ſich dieſelben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Geſichte zog die Kinder an und bereitete einen ſehr guten Kaffee ohne Waſchſchwamm, worauf Fritzchen und Louiſe in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibſtube ging und ſich an das Fenſter ſtellte, wo er jetzt ſtand — friſch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconſulent Plager war nämlich Turner geweſen und liebte dieſen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, ſo wird es dem geneigten Leſer begreiflich werden, wenn wir ſagen, daß der Rechtsconſulent im Gefühle ſeiner Unſchuld heute Morgen bei dem Kaffeegeſpräch, welches wohl zur Fortſetzung der Punſchattake von geſtern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeſchnitten, ſondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens ſei bereits übergelaufen, und er ſehe ſich veranlaßt, entſchieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er hatte die Verſicherung durchſcheinen laſſen, wie er vollkommen überzeugt ſei, daß er wohl im Stande wäre, mit ſeiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch ſei die Einmiſchung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nach-

giebig gestimmt worden sein, genug, die Rechtsconsulentin hatte sich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel starr an den Himmel hinauf gesehen, als forsche sie nach etwas Blitz und Donner, die von dorther zur gelegenen Zeit herabfahren möchten. Aber die verdrossenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weßhalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und sich, eingehüllt in ihr Bewußtsein, niedersetzte.

Darauf war der Rechtsconsulent an seinen Schreibtisch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geschrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienstzeit weder gestohlen noch betrogen habe, und war mit dieser furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er also gesprochen: „Hier ist der Lohn und ein Zeugniß für Babette; sie hat mir, wie ihr Beide wißt, gestern Abend grobe, unverschämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen" — das war ein Einleitungspunkt — „mag sie gehen und mich verklagen, es soll mir eine wahre Freude sein, einen Prozeß gegen diese Person höchstselbst zu führen."

Als er so geredet, hatte Herr Plager schleunigst seinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermaßen bestürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schicksal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathschlagte eifrig und lange; man verhehlte sich nicht, daß man sich schon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünschenswerth war, den Herrn des Hauses in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß einige der Gäste des gemischten Thee's, namentlich die strenge Justiz-

räthin und die blasse Kaufmannswittwe, Mehreres von den Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf nichts zu reduciren war, wenn man sich in nächster Zeit mit dem Hausherrn in bester Eintracht sehen lasse. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die sich für ein Schlachtopfer ansah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Das Resultat der Berathungen droben zeigte sich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconsulent, entschlossen zu den furchtbarsten Maßregeln, am Fenster seiner Schreibstube stand.

Der Tiger streckte seinen Kopf zur Thür herein und ersuchte den Herrn, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen. Ahnte dieser, was er dort finden würde, — genug er waffnete sein Gesicht mit dem Ausdrucke ernster Entschlossenheit und trat so — seiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha seines Privatzimmers stand.

So leicht es Fürsten wird, geistreich zu erscheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenso braucht sich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als versöhnendes Prinzip zu erscheinen und aus allen Streitigkeiten siegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconsulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig instruirt, sprach ein paar so passende Worte zur Einleitung, daß sich die trotzigen, entschlossenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts senkten und einen Zug der Wehmuth annahmen.

War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug, den man ihn aus seiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Hausfriede

wurde — Gott allein weiß, zum wie vielsten Male — unter nachfolgenden Bedingungen geschlossen:

1) Gegenseitige Bemühungen, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.
2) Mäßigung aller Widersprüche.
3) Sehr beschränkte Einmischung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
4) Beibehaltung von Babette, nachdem
5) dieselbe um Verzeihung gebeten und
6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwassers gesäubert.

Nachdem dieser Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Versöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibstube, um sich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen — eine Ausgabe, die zu machen sie der Rechtsconsulent nicht nur autorisirt, sondern sogar gebeten hatte.

Als dieser hierauf in die Schreibstube zurückkehrte, hatte er das Aussehen eines Siegers und berichtete seinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beisatze, wie wahr es sei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünschten Zielen führen könne.

So siegreich übrigens auch der Rechtsconsulent aus dem Streite hervorgegangen war, so können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottschalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche diese Unterhandlungen gedauert; er brauchte sich während derselben nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und saß vergnügt auf seiner Kiste vor dem arbeitenden Tiger, von dem er sich eine Menge interessanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbst als er nun

endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht aus der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrirte; oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke das glatte Holz, so tief er konnte, in den neben ihm stehenden Papierkorb. Es sollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottschalk werden; denn kaum war der Rechtsconsulent in sein Bureau gegangen, so kehrte er auch schon wieder zurück und bat seinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. „Den einen sollte ich eigentlich selbst besorgen," sagte er mit wichtiger Miene, setzte jedoch verbindlich hinzu: „Sie, bester Larioz, sind ja aber mein anderes Ich und in den Geschäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Besprechung sein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, später vornehmen sollen. Mein langjähriger Client," sprach er in leiserem, vertraulichem Tone, „der junge Graf Helfenberg — ein sehr reiches Haus — hat mich gebeten, ihn um elf Uhr zu besuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. — Sie wissen das Palais des Grafen?"

„Es ist mir wohl bekannt," entgegnete Herr Larioz mit einem gewöhnlichen Ernste.

„Dann ist da noch eine zweite Sache, die Sie en passant

mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggasse. Wo sind die Papiere? — Sie erinnern sich wohl?"

Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconsulent nahm und ihn aufschlug.

„Richtig, es sind vierhundert Gulden," sagte er alsdann. „Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin ist fruchtlos abgelaufen und die Sache also zur Execution reif. Doch ersucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution schreite, einen Versuch zu machen, auf gütlichem Wege Abschlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel schon den Gefallen thun und bitte Sie also, den Breiberg's ins Gewissen zu reden. Der eine von ihnen soll ein exaltirter, eigenthümlicher Geselle sein, mit dem schwer fertig zu werden ist, der andere es dagegen verstehen, die Leute durch süße Redensarten hinters Licht zu führen. Man versuche aber, was zu machen ist, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun."

Nachdem der Rechtsconsulent seinem Schreiber diese Commission aufgetragen, zog er sich, viele Geschäfte vorschützend, in sein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottschalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf seinen Mantel über, nahm die Handschuhe und sein spanisches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen sein Pensum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er so in Regen und Schnee dahin schritt, dachte

er an den gestrigen Abend, an die Familienunterhaltungen seines Prinzipals und an Numero sechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden sollte, seinen Frack wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewissermaßen gesiegt, so fühlte er doch in seinem Innern, daß der eben geschlossene Friede nicht von Bestand sein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung setzen werde, und daß das Unrecht, wie so oft in dieser Welt, doch am Ende triumphiren müsse.

Was konnte er machen — er, ein einzelner, schwacher Mensch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor sich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er sie leisten konnte, dagegen ausrichten? Er, in seiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt gewesen war, gestern Abend den drei Weibern droben, wie sie es verdient, ihre Handlungsweise aus einander zu setzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht sehnte er sich nur in solchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menschenfurcht, ohne alle Rücksicht jedes finstere Gewebe aus einander reißen zu können, das sich vor ihm entsponnen zum Schaden armer Unschuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal stark genug wäre, den Handschuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterlist, der auf Erden mächtig umherschleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit seinem guten Stahl! — Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken — von oben die Palme des Sieges, dachte er. — Wir aber setzen traurig hinzu: Hier

unten bei dem verdorbenen Menschengeschlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und — Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenstraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuser überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer ansehnlichen Familie berechnet, die auch einst in den Angehörigen des Erbauers den jetzt so stillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder lustig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes seiner Bestimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieses verblieb dem ältesten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf dessen ältesten Sohn über, der es seinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem stillen und öden Palaste ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beständig offen stand, und wenn sich dort auch immer, so oft das Wetter nicht zu schlecht war, der alte Portier sehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem schweren Pelz-Ueberrocke gravitätisch seinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quasten haltend, auf- und abschritt, so war doch sonst auf dem Pflaster unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl sah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Besuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur

Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrscheinlich nur den genauesten Freunden bekannt war; denn, wie schon gesagt, nur diese — und es war eine sehr kleine Zahl — traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Besitzer dieses Palastes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'schen Güter — ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im selben Küraſſier-Regimente diente, in dem sich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebenslustigsten und in jeder Hinsicht unternehmendsten Cavaliere gewesen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'schen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glase Wein mit dem Ellbogen stieß, ihm vertraulich zuflüsternd: „Na, wenn das so fortgeht, so werdet ihr bald ausgewirthschaftet haben," ernsthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit versicherte: „Laßt das gut sein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von seinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, so wären wir ganz anständig reiche Leute."

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, — und er half gern — geschah das in großem Maßstabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zusatze: „Es thut mir leid, daß ich dich belästigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kasse erlaubt es nicht; das ist etwas für dich, du glücklicher Mensch!" Und darin schien sich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so still in seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: „Da ist etwas nicht ganz richtig, Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!" Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art, die sich an ihn wandten, — die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsteren Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Lariez hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnsessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen,

und er befand ſich nun wie in einem Käfig, denn die Treppe ſelbſt war mit einem zweiten Gitter geſperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rückſprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu ſprechen ſei.

Der Portier ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchien beinahe erſtaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu ſprechen verlange.

„Geben Sie mir nur Ihr Geſuch," ſagte er mit wohlwollender Stimme, „wir werden es mit dem Uebrigen vortragen laſſen."

„Es handelt ſich um kein Geſuch," erwiderte Herr Larioz würdevoll lächelnd, „ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconſulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieſes Billet zu übergeben und werde darauf wahrſcheinlich eine mündliche Antwort erhalten."

„Das iſt etwas Anderes," ſagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn ſein Irrthum in Verlegenheit gebracht; „ſo wollen wir nach Joſeph ſchellen."

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erſchien, der mit der Weiſung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconſulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verſchwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete den Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter ſeiner Würde gehalten,

ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtelsverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Erlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe

und Strümpfe, sowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an sich, als daß er sehr leise sprach, den Kopf herabgesenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden schien, die Nägel seiner weißen Finger zu betrachten.

„Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu führen," lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Larioz entgegnete:

„Sie waren doch so gütig, den Brief, den ich herauf sandte, zu übergeben?"

„Allerdings," versetzte der Andere mit sanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu sagen schien: „Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! — Seine Erlaucht," fuhr er fort, haben den Brief erbrochen, gelesen und dann gesagt: Der Ueberbringer soll herauf kommen."

„Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconsulent Plager, sei selbst der Ueberbringer?"

„Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben," sprach der Kammerdiener achselzuckend, „mein Befehl lautet, den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu lassen; Sie sind der Ueberbringer, also —"

„Gehen wir," ergänzte Herr Larioz, legte seinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange spanische Rohr in eine Hand und folgte dem Voranschreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen diesen Piecen waren die Fenstervorhänge herabgelassen und gaben somit dem ohnedies trüben Herbsttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmor-Figur oder erschien fast gespenstig die Gestalt eines Ahnherrn mit scharfen und lebhaften

Augen. Und auch das zeigte sich nur, wo sich der Fenstervorhang verschoben hatte und zufällig einen Lichtstrahl herein ließ.

Endlich erreichten sie einen kleinen Bildersaal, wo es schon freundlicher aussah, da dieser ein helles Licht durch die Decke empfing und mit neuen, hübschen Bildern geschmückt war. In den Ecken befanden sich Blumenpartieen, aus deren jeder eine schöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches stand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferstichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkische Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Asche auf dem dicken smyrnaer Teppich verstreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorsprung gewonnen und verschwand hinter den Portieren einer Thür, wo er aber gleich darauf wieder erschien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten ersuchte.

Herr Larioz befand sich in einem mittelgroßen, sehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenster, auf den Garten des Hauses gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugsam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenster stand ein hoher und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und

dergleichen; gegenüber ſah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur ſah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war ſcheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothſeidenen, mit Gold durchwirkten, indiſchen Schärpen, deren feſtes Gewebe unten zu einem Knoten verſchlungen war, über den eigenthümlicher Weiſe ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, ſeltſam nahmen ſich dieſe beſcheidenen Feldblumen auf dem koſtbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtiſche befand ſich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schloſſes, Graf Helfenberg, ſaß; eigentlich lag er wie zuſammengeſunken in den weichen Kiſſen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf ſeinen Kopf etwas gegen denſelben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und ſagte: „Bitte, treten Sie näher.“

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muth, als er dieſe kaum hörbare Stimme vernahm, die zuſammengefallene Geſtalt ſah und nun in die edlen, aber ſo müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, ſo hatte er ſich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer ſchreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und ſich eine gebietende Geſtalt vorgeſtellt, die ſich vielleicht mit der einen Hand auf die Tiſchecke ſtützen, ihn frei und ſtolz anblicken und mit klarer, feſter Stimme ihre Wünſche oder Befehle kund geben werde. Es mochte ſich etwas von dieſer getäuſchten Erwartung in ſeinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem ſonſt ſo ernſten Geſichte erſcheinen, welcher wiederum die Aufmerkſamkeit des

jungen Grafen rege machte — genug, dieser blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er schien in dessen strammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er seinen Kopf trug und das lange spanische Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete sich etwas in seinem Fauteuil in die Höhe und sagte: „Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconsulenten Plager überbracht."

„Ein Schreiben meines Prinzipals."

„Sie sind also sein Gehülfe?" fuhr der Graf fort. „Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, so würde ich ihn bitten, mich heute Abend um sieben Uhr zu besuchen. Um was es sich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wissen thun. — Wollen Sie ihm diesen Auftrag ausrichten?"

„Es ist das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun."

„Warum mit großem Vergnügen?" fragte der junge Mann, indem er den Andern fest ansah und lächelte. Er schien das Gespräch fortsetzen zu wollen, denn sonst hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denselben durch eine Handbewegung verabschiedet. „Warum mit großem Vergnügen?" wiederholte er.

„Weil ich," entgegnete Herr Larioz, „überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil — aber eigentlich, gnädiger Herr, ist der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man sich so angewöhnt."

„Nein, nein," fuhr der Graf lebhafter fort, „Ihr Wort und Ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit sagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfäl-

ligen Menſchen einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Nicht wahr, ſo haben Sie es gemeint? Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am beſten, wie krank und hinfällig ich bin."

Bei dieſen Worten huſtete er in ſein Taſchentuch, und auch der lange Schreiber räuſperte ſich, nur aus ganz andern Motiven, denn es iſt nicht ſehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugeſtehen, daß man ihn wirklich für krank und hinfällig halte.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr der Graf hartnäckig fort.

„Allerdings läßt das Ausſehen des Herrn Grafen Einiges zu wünſchen übrig," ſprach Herr Larioz nach einer Pauſe, während welcher er ſich vollkommen geſammelt. „Eure Erlaucht ſind gewiß ſehr krank geweſen; aber das Wort „hinfällig" paßt doch wohl nicht."

„O, es paßt ſehr," erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. „Doch laſſen wir das. — Sie ſind alſo der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie geſehen?"

„Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer."

„Ja, ja, ſo iſt es. Aber auch ſonſt habe ich Sie nie geſehen. — Früher war ich viel auf der Straße, und ich meine ſchon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen ſein. Sie ſind noch nicht lange in der Stadt?"

„O, doch ſchon einige Jahre."

„Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr ſonſt ſehr gutes Deutſch ſprechen. Sie ſind aus dem Süden — ein Italiener?" fragte er nach einer Pauſe.

„Ich bin ein Spanier, Herr Graf," versetzte Larioz, und als er das gesagt, hob er seinen Kopf mit einem gewissen Stolz in die Höhe.

„Ah, ein Spanier?" fuhr der Kranke fort. „Aber für einen Spanier sind Sie sehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meistens schlanke Leute von mittlerer Größe."

„So ist es, Herr Graf, weder Castilianer noch Andalusier sind im Durchschnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man schon kräftigere Gestalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina."

„Ah, aus der deutschen Niederlassung!"

„Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier."

„Ei der Tausend! — Don Larioz!" rief lächelnd der Graf. „Und wie kommt es — verzeihen Sie mir meine Frage — daß Sie mit diesem schönen Namen sich hier in so untergeordneten Verhältnissen befinden, daß Sie das schöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?"

„Das schöne Spanien hat auch seine Schattenseiten," sagte ernst der Schreiber. „Ja, Spanien ist schön," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „um es als Fremder behaglich zu durchreisen, oder auch um auf seinem Stammsitze in Andalusien, überhaupt im gesegneten Süden zu leben."

Der Graf hatte sich in seinen Fauteuil zurückgelehnt, stützte den Kopf auf die Hand und sprach nach einer Pause: „Ich habe immer dafür geschwärmt, Spanien noch zu sehen, es blieb aber ein schöner Traum, wie so mancher andere in diesem armen Leben." — Dabei seufzte er tief und schmerzlich.

„Ein ſchöner Traum allerdings," entgegnete der Schreiber, „den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältniſſen wohl verwirklichen können."

„Ja, in meinen Verhältniſſen!" rief der Kranke mit einem ſchneidenden Tone. „Meine Verhältniſſe ſind wirklich der Art —" Er that einen tiefen Athemzug, zwang ſich mühſam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: „Laſſen wir das gut ſein. Aber warum verließen Sie Spanien?"

„Das iſt nicht mit einigen Worten geſagt," erwiderte der Schreiber, „und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch ſo kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu ſprechen."

„Seien Sie darüber unbeſorgt," meinte der Kranke. „Was meine Zeit anbelangt, ſo fängt ſie in gewiſſer Beziehung freilich an mir koſtbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich ſehr dankbar bin. — Bitte, rollen Sie ſich den kleinen Fauteuil vom Fenſter hieher und ſetzen Sie ſich. Im Falle Sie Raucher ſind, ſprechen Sie Ihren Wunſch aus, und Sie ſollen haben, was das Haus vermag. Selbſt ſpaniſche Cigaretten beſitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich ſelbſt," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „muß freilich vorderhand auch auf dieſes Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beſchwerden."

So gern Herr Larioz, wie jeder verſtändige Menſch, ſeine Cigarre rauchte, ſo hätte er doch um Alles in der Welt der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erſchienen, in dieſe reine, nur von Blu-

menduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: „Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren, welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deßhalb horchten die Treiber bei den verschiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe sie in die Schluchten niederstiegen, und wenn sie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, so lagerten sie sich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

„Es war eine schauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das sieht man heute noch, so wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des schwarzen Gebirges hat sie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen sieht, wie eine

ſchwarze Wand erſcheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei ſeltſamen Formationen."

So ſprach Herr Larioz und blickte träumend vor ſich hin, wobei ſein Auge glühte, als ſähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den ſchwarzen Zug der Sierra Morena erſcheinen, ſcharf hervortretend unter dem ſtrahlenden ſpaniſchen Himmel.

Der Graf hatte ſich in die Ecke ſeines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Geſicht hielt, ſo blickte er doch durch die Finger ſinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunſtloſen Worten die Landſchaft ſo hinzeichnete, daß er mit ſeiner Phantaſie im Stande war, ſie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Geſichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erſchien — ein einſamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

„Die Straße, welche unſere Vorfahren, die Deutſchen, dort gebaut," fuhr der lange Schreiber fort, „iſt ein Rieſenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite geſtellt zu werden. Mit eiſernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo ſich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felſen kaum ein ſchmaler Pfad hinzog, überſteigen jetzt auf breiter Chauſſee die ſchwerſten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren beſpannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieſer Strecke, die früher nicht zu paſſiren war, am angenehmſten.

„Um alſo von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, ſo war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutſche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt alſo ein echter Spanier, lernte ich deutſches Weſen und deutſche Sprache von

der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumerisches an, was man mir wenigstens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn statt mit Knaben meines Alters zu spielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einsamkeit auf ein Felsstück niederzusetzen und um mich her zu schauen, bald im engeren Gesichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die sich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Insekten aller Art, wie sie geschäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, nie einander ihren Pfad hinterlistig durchkreuzten, und wenn sie auch zuweilen in Kampf geriethen, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterlist, Einer gegen Einen, so namentlich die schwer gewaffneten Hirschkäfer, wie ein paar geharnischte Ritter aus der guten alten Zeit."

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pause und sagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: „Aber ich langweile Euer Erlaucht mit diesen Kindereien und bitte sehr um Entschuldigung."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: „Fahren Sie nur fort, das amusirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felssteine gesessen und tiefsinnend in Moos und Kräuter geschaut. O, die Natur, namentlich der Wald, ist so schön, so wunderbar schön! Bitte, fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven."

Larioz machte eine Verbeugung, dann sprach er weiter: „Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder so mannigfaltig.

Mein Ohr vernahm das Rauſchen der Blätter und ließ ſich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das Murmeln der Bergwaſſer und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind ſo gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfſpiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felſenzacken den Adler majeſtätiſch und ſtill im Kreiſe ſchweben ſah, ſo hoben ſich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des ſchwarzen Gebirges tief hinab geſunken waren und bis ich das blühende Granada ſah, von dem mein Vater ſo oft erzählt, an den Fuß des grün bewachſenen Berges hingeſchmiegt, der die Alhambra trägt, mit ſeinen vielen klaren Quellen, ſeinen ſchwarzen Cypreſſen und jenen melancholiſchen Ueberreſten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantaſieen ſo gern nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, den der Guadalquivir durchſtrömt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an deſſen Mauerringe mein Vater oftmals ſein Pferd angebunden — und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine erſten Ledergamaſchen, die kurze verſchnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man ſetzte mich auf eines der kleinen andaluſiſchen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend."

Als der Schreiber ſo erzählte, hatte ſich der Graf in ſeinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt ſo zarten

Hände auf die Lehnen desselben gelegt, und sein Auge glänzte fast unheimlich, als er nun so aufmerksam und starr sein Gegenüber anblickte.

„Das muß ein herrliches Leben gewesen sein," sagte er alsdann; „sitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmlosen Spazierenreiten, sondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum ernstlichen Kampfe. — Nicht wahr, das kam häufig genug vor?"

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur Antwort gab: „O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht."

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

„Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben," fuhr er nach einer Pause fort, „besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfstiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafte Kopf des Knaben dann natürlicher Weise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte."

„Ah!" rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, „Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?"

„Ja, wie Don Quixote," entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, „wie jener Held, für den ich von

meiner Jugend an geschwärmt, für dessen Irrfahrten und trauriges Schicksal ich stets das innigste Mitleid gefühlt."

„Die Phantasie eines lebhaften Geistes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!" warf der Graf hin. „Ich schätze ihn sehr, den unerreichbaren Cervantes."

„Wenn man die Fahrten des sinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz seiner Thaten liest," fuhr der lange Schreiber fort, „so kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene — nennen wir es barocke — Phantasie, die einen Menschen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden kämpfen läßt. Ist man aber einmal selbst durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumsträuchern, das am Horizont auftaucht, und dessen Stämme in Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch sind, uns als ein Wald mit Riesenbäumen erscheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns sehen und Stunde um Stunde darauf losreiten, ohne sie zu erreichen, ja, ohne ihr scheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantastischen Wolkenschatten bemerken, die zur Zeit des Herbstes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu stürmen scheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena sieht, gefärbt wie dunkler Stahl, scharf und zackig — wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langsam ihr Gewehr empor nehmen, wenn sie einen einsamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor sich zwischen den Knieen den abgezogenen Hut, in den man ein Almosen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchse Bekanntschaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält — ja, wer

dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der schattenlosen Fläche Tage lang umher reitend dieselben Abenteuer aufsucht und findet."

Das hatte der lange Spanier mit solcher Begeisterung und solcher Ueberzeugung gesprochen, und dabei flammten seine Augen so, daß ihm der Kranke lächelnd sagte: „Ei, Don Larioz, mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust gehabt, ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüstet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchstreifen, Riesen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboso."

„Nicht so ganz, gnädiger Herr," entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang fast betrübt lächelnd vor sich nieder geschaut. „Was hülfe in unserer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und selbst die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrin's und nicht jene Barbierschüssel gewesen wäre? — Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze stellte, wäre für mich allerdings einer ernsten Beantwortung werth. War Don Quixote, der sinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darstellt, oder wollte der Dichter mit seiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen, der sinnbildlich mit eingelegter Lanze und geschwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menschen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falschen Demuth aus einander sprengt, — Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboso im Busen trägt, für die er kämpft und leidet?"

Dies hatte Herr Larioz mit großer Bewegung geſprochen, wobei er aufwärts blickte und — wie er gern zu thun pflegte — ſein langes ſpaniſches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel ſtützte. Sein Geſicht hatte in dieſem Augenblicke etwas ſo Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuſchaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zuſtimmend mit dem Kopfe, weßhalb der Andere fortfuhr: „Wenn alſo der Dichter die Abſicht hatte, in dem Don Quixote für ſein Zeitalter eine Figur zu ſchaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch ſie die Lächerlichkeiten und Laſter ſeiner Nebenmenſchen zu geißeln, warum ſollte es nicht ein erſprießliches Werk ſein, auch heute nochmals die Rozinante zu beſteigen, ſich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menſchen das Viſir zu öffnen, nachdem man ſie ſiegreich vor ſich niedergeworfen? — Ach, welch ſchöne Beſtimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein ſolcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat ſich das Menſchengeſchlecht gebeſſert, iſt Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es ſich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu ſtehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unſchuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laſter zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nachzuſchleichen, welche den geſunden, kräftigen Menſchen wie eine Schlange langſam umgarnen, ſeine Bewegungen lähmen und ihn endlich zu Grunde richten? — Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für ſpätere Geſchlechter in Büchern aufbewahrt zu werden.“

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff dessen Absicht, und wenn er auch über dieselbe den Kopf hätte schütteln mögen, so konnte er doch nicht anders als die Begeisterung ehren, mit welcher Jener seine seltsamen Ansichten vortrug. — „Das hieße ja," sagte er nach einem kleinen Nachsinnen, „fast der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen voraussichtlich wären."

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Gesicht und blickte wie erstaunt um sich, als er sah, wo und vor wem er seine sonderbaren Theorien aus einander gesetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, sich so in seine Phantasieen vertieft, daß ihm das, was er gesagt, wie ein lautes Selbstgespräch vorgekommen war. Er hätte sich ein wenig geschämt, wenn ihm nicht die Worte seines Gegenüber bewiesen, daß der Graf seinen Phantasien nicht nur gefolgt, sondern sie auch theilweise aufgenommen habe. Der Schreiber ließ seinen Stock langsam auf den Boden niedergleiten, senkte den Kopf ein wenig und sagte nach einer Pause im gewöhnlichen Tone: „Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einsamkeit so poetischen Flächen der Mancha fortrissen, Ihnen von meinen Ideen zu sprechen, die ich sonst fest in mir zu verschließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß sie unausführbar sind, wenigstens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben gesagt, daß, sich so um das Treiben der Menschen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein selbstständiger, mächtiger Mensch, nicht ein armer Schreiber wie ich."

Dieſe letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfſchüttelnd entgegnete: „Auch der Mächtigſte auf Erden müßte an dieſer Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiſer hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er iſt nicht immer ſelbſtſtändig genug, ſeinem erſten Miniſter zu ſagen: ich könnte Ihnen beweiſen, daß Sie anders denken, als Sie ſo eben geſprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entſtehen ſieht, ſondern von der er auch fühlt, daß ſie langſam ſeine Hände umgarnt.“

„Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht,“ verſetzte eifrig Herr Larioz. „Zu großen Dingen wählt ja der Himmel ſo oft geringe, ſchwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne,“ ſetzte er mit einem träumeriſchen Lächeln hinzu, „mich ſo in den Kampf zu ſtürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edlen Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde! — Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und ſprechen: Freilich bin ich der unglücklichſte Ritter, aber Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde. — Stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Das iſt ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieſer ſagte, ſo ganz aus dem Kreiſe des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von früheſter Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war ſeine Phantaſie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er ſich mit ihm in jenes

Leben seltsamen Kampfes, von dem Herr Larioz gesprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er sah die Mauern seines Zimmer schwinden, er schaute vor sich die weite, weite Welt und fühlte sich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin sprengend über die Ebene, mit jenem langen, seltsamen Menschen Abenteuer aufsuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke seit lange nicht mehr gefühlt; er wollte diesem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Lust, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu sagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieser Art den Krieg erklären. — Angeweht von dem Hauche eines neuen, frischen Lebens, vergaß er auf einen Moment seine tiefen Leiden, wollte hastig von seinem Sitze aufspringen — da erfaßte ihn mitten in dieser heftigen Bewegung sein gewaltiges Elend wieder, seine begeisterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines starken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und sank mit einem leisen Aechzen in den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erschrocken war Herr Larioz aufgesprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte seine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich schlug der Graf die Augen wieder auf, und als er sah, wie der Andere so theilnehmend um ihn beschäftigt war, lächelte er und sagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: „Das war ein böser Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es ist nichts mehr mit unserer Weltstürmung; ich wenigstens kann keinen Antheil daran nehmen; mir sind die Hände gebunden.“

„Und mir nicht minder,“ erwiderte der Schreiber, indem

er sich ehrfurchtsvoll zurückzog. „Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es ist selten, daß ich mich so gehen lasse," fuhr er treuherzig fort, „aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfingen, theilweise dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen."

„Davon kann keine Rede sein," versetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; „ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir sie eben verschafft, und zum Beweise dafür bitte ich, mich wieder zu besuchen, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hause sein. — Wir müssen doch sehen," setzte er lächelnd hinzu, „wie sich Ihre an sich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen lassen."

Nach diesen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf seinem Tische stand und die er mit einem kleinen silbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwischen den Portieren erschien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieser eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das selbst bei trübem Herbstwetter so blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz schritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die seltsame Mienen zu machen schienen, weil er so lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Gesicht und eine Verbeu-

gung machte, wie sie bei ihm sonst nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es schlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er sich des zweiten Auftrages seines Prinzipals erinnerte, so wandte er sich nach der Burggasse, um das Geschäft Erdwinkel contra Breiberg so gut wie möglich abzumachen.

Sechzehntes Kapitel.

Burggaſſe Numero Vier.

Das Stadtviertel, in welchem ſich die Burggaſſe befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferſtecher, Photographen und ſonſtige Künſtler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verſchiedener Häuſer große Fenſter brechen laſſen und Ateliers hergeſtellt, die ſehr geſucht waren. Oft befanden ſich zwei bis drei dieſer Ateliers in einem Hauſe, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künſtler bekannt und geſucht waren.

Große ſelbſtſtändige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, ſondern man beſchränkte ſich auf Anſichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Beſtellung angefertigt wurden; meiſtens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom ſchwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier ſeiner Geliebten ſchenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Sou-

venir, Gymnaſiaſten und Studenten in möglichſt ſteifer Haltung darſtellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbändern, bis hinauf zu ſechs Fuß hohen Knieſtücken, wunderſam in Oel gemalt, in prachtvollen, ſeidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit ſtarr blickenden Augen, erſtaunt lächelndem Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erſchreckenden Fülle der Geſundheit ſtrahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergeſſen. Ja, Abriſſe des menſchlichen Geſichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menſchen von dieſem Geſchäfte lebten, ſo ſah man recht, welche Menge Leute darauf erpicht ſind, ihr eigenes, oft ſehr unintereſſantes Geſicht zu dieſem oder jenem Zwecke abconterfeit zu ſehen.

Die Burggaſſe bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier ſah man Geſtalten, die man ſonſt nirgendwo oder nur höchſt ſelten erblickte; blaſſe Geſichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter ſpitzen Calabreſerhüten. Die Träger dieſer Geſichter waren in Kleidungsſtücke, namentlich zur Herbſt- und Winterzeit in Mäntel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale geſehen, auf deren Erfindung ſich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun ſchien, was man deutlich an der Art ſah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römiſchen Toga, einem italieniſchen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an ſich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So ſah man ſie in der Burggaſſe dahin wandeln, die Jünger der Kunſt, in allen möglichen Aufzügen, bald genial

nachläßig, zuweilen auch ausgesucht stutzerhaft, die Meisten mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten lassend, ob sich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggasse keine Gasse, sondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einspringenden Häusern, auf dessen Mitte die Ruine eines Thurmes stand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben soll. Alle Häuser hatten hohe, meist treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, malerische Höfe, finstere Winkel von unaussprechlicher Färbung; die Sonne konnte sich nur mühsam durch einzelne Lücken in dieses Häuserlabyrinth hineinstehlen, wo alsdann solch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meisten Gebäude etwas Phantasieerregendes; erblindete und zerbrochene Fensterscheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugsam, höchst interessante Schutt- und Kehrichthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter sei — so behaupteten Kenner — dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige Winterlandschaften anzutreffen, und selbst bei Regenwetter waren die übersprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künstlerisches Gemüth zu landschaftlichen, hauptsächlich aber Wasserfalleffekten der prachtvollsten Art zu begeistern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein sagenhaftes Dunkel lag, so daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnasiasten oder auch Handlungsbeflissene, bestens verwarnten, dorthin zu gehen. Daß aber eine solche

Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung geweſenen Leſern nicht zu ſagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nicht-künſtler gelang, ſich unter den jungen Raphael's und Tizian's der Burggaſſe einen guten Freund zu erwerben, er ſtolz darauf war und alle möglichen Ränke und Schwänke gebrauchte, um ſich hier und da für einen Abend von der Aufſicht zu Hauſe frei machen und in der „Palette", im „Reibſteine", oder ſogar in der „Mausfalle" — ſo hießen die Wirthshäuſer, welche die jungen Künſtler hauptſächlich beſuchten — ſo lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müſſen wir aber ſagen, daß dieſe Kneipen beſſer als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier conſumirt, auch häufig Rundgeſänge angeſtimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künſtleriſchen Jugend zu dieſen Ausſchweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es iſt überhaupt eigenthümlich, aber leicht begreiflich, wie ſelbſt ein ſanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentriſchen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es iſt doch nur rein das Handwerk mit ſeinen Attributen, welches dieſe Idee begünſtigt. Wir treten in ein Atelier; mit finſterer Majeſtät kommt uns der Herr deſſelben entgegen, zwiſchen langem Haar und ſtruppigem Bartwerk iſt ein kleiner Theil des Geſichtes bemerkbar, ſowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künſtler Genre- oder gar Schlachtenmaler iſt, beſonders aber, wenn er uns vor ſein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche

Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheuſal von Tyrannen aufblicken, zu deſſen Füßen ſich ein blutendes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit wälzt. — Wenn der Künſtler uns das erklärt, den Staffeleiſtock wie eine Lanze auf den Boden geſtützt, das Haar fliegend, ſo erſcheint er uns in ſolchem Augenblicke nicht ſelten ſelbſt als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen ſeine blutigen Handwerkszeuge, die ſchauerlich ſchillernden aufgeſetzten Töne; ein ſchüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachläßig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daran lehnt — eine ſcharfe Streitaxt, die der Künſtler in die Hand nimmt, indem er, ſie ſchwingend, uns erklärt, dieſelbe habe wahrſcheinlich bei Sempach ſtark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eiſen Blut ſeien, wolle er nicht gerade beſchwören, aber es ſei ſehr wahrſcheinlich. So blicken wir ſcheu umher, und wohin ſich unſer Auge richtet, entdecken wir abnorme und ſchreckliche Gegenſtände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damaſts, wie Blut anzuſchauen, hier ein lederner Koller mit einem tiefen Riß auf der Bruſtſeite, dort eine Mandoline neben einem langen ſpaniſchen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler verſichert, ſie ſeien in eine ſeltſame Geſchichte verwickelt geweſen.

Und in dieſer, für manches zarte Gemüth ſo gräuelhaften Umgebung bewegt ſich der Künſtler ſo frei und unbefangen, als ſeien es die unſchuldigſten Gegenſtände. O, es iſt ein ſchreckliches Geſchlecht, dieſe Maler! Unſer beſter Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüſternde Damenſtimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt iſt, ſo hört unſer feines Ohr auf

der Treppe ſeidene Kleider rauſchen, ſtatt Cigarrendampf verſpüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unſer Freund lächelnd ein Glas Zuckerwaſſer trinkt, ſehen wir auf dem Divan allerlei phantaſtiſche Kleidungsſtücke umherliegen.

Daß uns eine ſolche, an ſich vielleicht ganz harmloſe Beſchäftigung ein Kopfſchütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an dieſe Künſtlermyſterien tangirt, an ein entſetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, iſt verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht ſo ein armer Darſteller menſchlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinſel oder Feder wiedergibt, ſelbſt eine Steigerung, um ſich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheuſals hineinzudenken oder ſich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er ſeine Phantaſie reizen, um auf der blaſſen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erſcheinen zu laſſen, die den Beſchauer entzücken oder ihn beben machen ſollen! Ja, für Manchen ſind die eben erwähnten Zuthaten ſo nothwendig wie Pinſel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, ſo begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen ſchwingt, wenn er ein unterbrochenes ſpaniſches Rendezvous darſtellen ſoll, ebenſo gut als das Gefühl des Dichters, welcher ſeine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben ſchreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeſchoſſen, nachdem er dieſe Feder zuvor mit einem einſt blutig geweſenen Dolche geſpitzt. Das ſind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberſpielen und eine empfindſame Seele ſchaudern machen vor dem Atelier

eines Malers, wo schon so viel Blut geflossen, und vor der Person eines Schriftstellers, der ja unmöglich im Stande sein kann, alle die schlechten Charaktere zu schildern, wenn er nicht selbst viel auf dem Gewissen hat.

Um wieder auf die Burggasse zurückzukommen, so wurde hier auch viel Musik getrieben, namentlich mit Instrumenten, deren Klang sonst in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleistet, und wenn man besonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gasse schritt, so vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen sich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falsett überschnappend und mit unendlichem Gefühl anstimmend:

Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen,
Dein gedenk' ich, sinkt die finstre Nacht!

sowie auch einst kräftig und klangvoll gewesene Bässe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faserig sangen:

Im kühlen Keller sitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggasse etwas Phantastisches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei sonstige seltsame Gestalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieser wegen seines dicken Bartes und seiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und sonstigen Heiligen, Jener mit dem langen schlichten Haar, dem sanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verschiedener Klassen

und Tugenden jedes Grades; hier dieser alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Persönlichkeit mit schwarzem, struppigem Haar und Bart, aufgestülpter Nase, blitzenden Zähnen und einem Blick, dessen teuflisches Schielen deutlich sagte: Nur Böses! war der Repräsentant aller Mörder, Räuber und sonstigen Bösewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggasse erschienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, so gab es unter ihnen nicht so viele Species; da ließ sich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung schon viel erreichen, und die meisten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzustellen.

Dieser Burggasse nun schritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Gesicht schlugen, schien er durchaus nicht zu bemerken, ebensowenig wie die nassen Pfützen in dem schlechten Pflaster, die er nicht einmal bei seinem Dahinwandeln vermied; er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beschäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus seiner Heimat, Tage aus seiner glücklich verlebten Jugend herauf beschworen, und diese umgaukelten nun bald ernst, bald heiter seine Seele und waren nicht durch Schneegestöber, durch eisige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit seinem Knappen, er sah allerlei Seltsames und Ungeheuerliches seinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel seines andalusischen Rosses fest in die Hand, zog sein gutes Schwert und sah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der

Kraft ſeines gewaltigen Armes zerſtoben. Wie hätte er da an ſeine jetzige Umgebung denken ſollen?

So erreichte er die Burggaſſe, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuſer bildeten, und ſah vor ſich den alten Thurm mit ſeinen ſchmalen, vergitterten Fenſtern, mit ſeiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die ſchon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene ſchöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch ſo trotzig und feſt daſtand, warum iſt ſie verſchwunden, oder warum bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine ſein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündet ein luſtiges Trompetengeſchmetter nicht die Ankunft eines Gaſtes an? — Träumereien! unterbrach er ſich lächelnd, wie kann man ſich ſo von ſeinen Phantaſieen einnehmen laſſen! — Und doch iſt hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pauſe ſtehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Abſonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das ſich ſcheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun ſein tolles Weſen treibt in tiefer verſchwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit ſchläft und träumt? Was müſſen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Menſch, eines dieſer finſteren Häuſer mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Rieſen und Drachen, welche die heutige Zeit unſicher machen.

Herr Larioz hatte unterdeſſen ſeinen Weg wieder aufge-

nommen und ſchritt, die Hausnummer Vier ſuchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeſchoſſe durch die Fenſter in ein Wirthshaus hinein ſah, das ſo ganz anders war als die, wo er ſelbſt zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber abſonderlich, dieſe grauen Steinmauern, dieſe faſt dunkeln Holzdecken, dieſe grob geſchnittenen Möbel und vor Allem die Geſellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenſcheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht ſelten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten ſteinernen Bierkruge ausſtreckten.

Er lächelte freundlich in ſich hinein, als er das ſah und jetzt aus einem anderen Hauſe das Klirren und Knirſchen von Klingen vernahm oder ein Geräuſch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm ſchlüge; auch horchte er hoch auf, als ſich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimatland.

War ihm doch zu Muth, als ſei er in einen Zauberkreis getreten, deſſen ſeltſame Zeichen und Geſtalten ſeine ohnedies ſchon erregte Phantaſie noch mehr begeiſterten. Junge Leute begegneten ihm mit ſpitzen Hüten, wie er ſelber einen trug, und mit Mänteln ebenſo umgeſchlungen, wie er es mit dem ſeinigen zu machen pflegte, und wie man ſie zu Sevilla und Cordova trägt. Dieſe jungen Leute ſchauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, ſeitwärts ſtehen, wenn er ſo vorüber ſchritt, gravitätiſch, wie er es gewohnt war, den langen Stock

weit von ſich abſetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernſten Geſichtszügen und dem ſtark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür deſſelben befanden ſich ein paar Geſtalten, die ſeine Aufmerkſamkeit erregten — ein alter Mann und ein junges Mädchen, er mit würdigem Geſichtsausdruck, ein Ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart ſorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich geſcheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Geſtalt ſo vollſtändig, daß man nur eine der Hände ſah, die er unter den Falten hervorſtreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei altteſtamentlichen Hirten zu ſehen gewohnt iſt. Das Mädchen ſtand ihm zur Seite; ſie hatte eine Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſchien ihn ſanft leiten zu wollen auf dem ſchlechten Straßenpflaſter draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel ſehen, da ein graues Tuch ſie faſt ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem ſchwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war ſo ſchmachtend und ſchön, das Geſicht aber dabei ſo bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. — Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen iſt, zu der Mildthätigkeit fremder Menſchen ſeine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Geſichte des Mädchens plötzlich erſcheinender, höchſt ſchelmiſch lächelnder Zug, als ſie auf einmal ſo der langen auffallenden Geſtalt unſeres Freundes entgegen trat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu laſſen. Da ſich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er ſuche, auch wirklich hier wohnten, ſo faßte er an ſeinen Hut und ſprach mit ſanfter Stimme: „Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht ſagen, ob hier in dieſem Hauſe, Burggaſſe Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?“

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es ſchwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer, klangvoller Stimme und mit einigem Pathos, während auf dem Geſicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erſchien: „Die Ihr ſucht, edler Herr, wohnen allerdings in dieſem Hauſe, die Gebrüder Breiberg, ſchätzenswerthe, vortreffliche Menſchen, Burggaſſe Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet ſich das Atelier der Gebrüder, ſie ſelbſt wohnen noch eine Treppe höher, wo ſie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen ſein möchten.“

Herr Larioz, freundlich überraſcht von dieſem ausführlichen Beſcheid, der mit ſo ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiderte auf das freundlichſte: „Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf ſo liebenswürdige Art zurechtgewieſen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienſte leiſten kann, ſoll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.“

„Berge und Wälder begegnen ſich nicht,“ verſetzte der Greis, „wohl aber die Menſchen, und wenn Sie vielleicht ſelbſt Künſtler ſind, ſo wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenſeitig Dienſte zu leiſten im Stande wären. — Wollen

Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen," fuhr er fort, indem er die linke Hand nebst einem Stücke zerknitterten Papiers unter dem Talar hervorſtreckte.

„Sowie auch die meinige," fügte das junge Mädchen hinzu, indem ſie zum dritten Mal ſo ſeltſam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

„Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich," fuhr der ehrwürdige Greis fort, „und wenn Sie ſich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, „der Harfner und Mignon," zeigen laſſen wollen, ſo werden Sie bald einſehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leiſten vermag."

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieſer guten, lieben Menſchen, las, bevor er die Treppen hinauf ſtieg, die beiden Karten, ehe er ſie ſorgfältig in ſeine Bruſttaſche verwahrte. Auf der einen ſtand die Adreſſe: „Andreas Hubelich, Krähengaſſe Nummer Zwei, vier Treppen"; auf der anderen: „Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre."

Auch dieſe Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Lariez zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen; er fühlte ſein Herz ſanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen ſchöneren und poetiſcheren Zeit, die er ſo ſehr liebte und die hier in der Burggaſſe auf Schritt und Tritt ſeiner ohnehin ſchon aufgeregten Phantaſie entgegen traten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht unintereſſant, auf welcher er nun, mit den Händen um ſich tappend, emporkletterte; ja, romantiſch erſchien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen ſpärlichen

Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus ſandte und hier in düſteren Winkeln allerlei ſeltſame Geräthſchaften undeutlich zeigte. Da ſtanden Kiſten und Fäſſer auf einander gethürmt, was an ſich nicht außerordentlich geweſen wäre; aber auf denſelben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hoſen ſtand, welche formlos, melancholiſch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden ſich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaſchen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe ſchon zu thun geben konnten. Was mochten die Geiſter des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfeſſelt daraus gefloſſen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläſer klingen und den luſtigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verſchwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der ſtatt des Geländers diente und mit deſſen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo ſich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden ſollte. Glücklicherweiſe war hier eine der Thüren nicht feſt verſchloſſen, und helleres Tageslicht hinter derſelben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen ſcharfen Lichtſtreifen, der ſtark genug war, um, auf die Thür reflektirend, dort das Wort „Atelier", mit großen Buchſtaben geſchrieben, erkennen zu laſſen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür ſeinen Hut ab, ſtrich ſein Haar zurecht, dann klopfte er leiſe an. Als ſich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein „Herein!" vernahm, zum dritten Male. Künſtler haben ihre Launen, dachte er bei ſich, und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen

keine Antwort gab, indem er bei ſich den richtigen Grundſatz aufſtellte: „Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird ſich nicht abweiſen laſſen, ſondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen.“ Gerade ſo machte es auch der Schreiber; doch wäre er faſt erſchrocken, als eine Glocke über der Thür mit gellendem Tone ein lautes Geklingel verurſachte; da aber weiter nichts erfolgte, ſo trat er mit einem ſchüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien ſah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand ſich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenſtände lagen, wie wir ſie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand ſich Niemand in dem Atelier, doch bemerkte Herr Larioz auf den erſten Blick, daß daſſelbe durch eine ſpaniſche Wand in zwei Abtheilungen geſchieden war. — Sollte ſich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen ſcharrend, vorwärts, räuſperte ſich auch laut und vernehmlich, doch ließ ſich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er ſich dem Eingang der ſpaniſchen Wand näherte, als vernähme er hinter derſelben das Rauſchen von ſeidenen Gewändern; es iſt das ein Geräuſch, das in gewiſſen Lagen des Lebens ſchon manchen ſehr beherzten Mann ſtutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauſchte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweiſe eine Täuſchung ſein. Und ſo ſchien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze ſeltſame Umgebung, alles, was er ſchon in der Burggaſſe geſehen und

gehört, daran ſchuld, daß ihm ſo eigenthümlich, faſt beklommen zu Muthe war — genug, ſein Herz klopfte ſchneller als gewöhnlich, er ſah ſich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte ſchüchtern um ſich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenſtervorhänge oder ſonſtigen Draperieen etwas Erſchreckendes hervortreten zu ſehen. — Aber Alles blieb ſtill; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauſchen oder Krachen eines ſchweren ſeidenen Stoffes. Abermals beſchlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch ſchämte er ſich dieſer Bewegung und ſprach, wie um ſich ſelber Muth zu machen:

„Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen gehörigen Spektakel gemacht? — Warum, wenn dort Jemand hinter der ſpaniſchen Wand iſt, ruft er mir nicht zu und läßt ein „Wer iſt da?“ erſchallen? — Vorwärts, ſehen wir, ob wir Jemand finden!“

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts ſchritt, ſprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich ſuche Herrn Breiberg; iſt Herr Breiberg nicht vorhanden?“

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauſchen der ſeidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie ſtand ſein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demſelben ein Mädchen, wie er weder

in Bildern, noch in Träumen je eines erſchaut, wie er es ſich in ſeinen kühnſten Phantaſieen nicht gedacht.

Begreiflicherweiſe erlaubte ihm ſein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Weſen, aber dieſer eine Blick war genug, um ſein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu verſetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein ſo wunderbares Geſchöpf unter den Töchtern hieſiger Stadt in der Burggaſſe! Ihm ſchwindelte faſt und begreiflicherweiſe, denn er bemühte ſich mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erſchaut hatte, nun in ſeinen Gedanken feſtzuhalten.

Ja, es war ein ſehr junges Mädchen in ſpaniſcher Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem ſeltſam lächelnden Blicke anſchaute. Ah, die Gluth dieſes Blickes war unvergeßlich, aus großen, ſchwarzen glänzenden Augen, deren Feuer glücklicher Weiſe etwas gemildert war durch die herabfallenden langen ſeidenen Wimpern! — „Andaluſiſche Augen! ojos adormitos!“ ſeufzte Herr Larioz in ſich hinein — aus jenen ſchläfrigen ſüdlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie ſich die gefährliche Schlange unter Roſen verkriecht. — Und dazu nun das Haar, blauſchwarz und von einer erſchreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Roſen zuſammengehalten!

War es eine Spanierin, die er geſehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen ſah, für die Landsmännin ſprachen. — Auch die Lage auf dem Divan war ſo ſüdlich verführeriſch; konnte man doch glauben, ſie ſei nach einem ſtür-

miſchen Fandango ſüß ermattet dorthin geſunken. Den rechten Arm hatte ſie unter den Kopf gelegt, in der linken feinen, ſchneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt ſie ein Tambourin. — Ja, ſie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. — Glaubte doch Herr Larioz geſehen zu haben, wie ſie ſo heftig athmete, daß ihre volle Bruſt die Schnüre ihres andaluſiſchen Mieders geſprengt hatte; — geſprengt waren die Schnüre, deſſen erinnerte er ſich ſpäter nur zu deutlich. Vielleicht war ſie auch vom Schlafe erwacht und hatte ſich geſcheut, einen Ruf laut werden zu laſſen. Lag ſie doch da, als habe ſie geſchlafen, als ſei ſie überraſcht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißſeidenen Strumpf, der bis zum Knie hinauf ſichtbar war, mit ihrem blauſeidenen Röckchen zu verdecken.

„Ah, Gebrüder Breiberg!“ ſeufzte der Schreiber, „da bin ich in eine ſüße, aber gefährliche Umgebung gerathen.“

Doch hatte er keine Zeit, dieſem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmſte Art ſeine Träumereien.

„Wer iſt da?“ fragte die Stimme. „Was wollen Sie hier?“

Und als ſich der alſo Angeredete umwandte, erblickte er einen unterſetzten Mann mit einem gewöhnlichen, etwas plumpen Geſichte an der Thür ſtehen, der ihn forſchend und finſter betrachtete.

Seufzend wandte ſich der Schreiber von der Tapetenwand hinweg, trat dem Anderen entgegen und ſagte ſo höflich wie möglich: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu ſehen?“

„So iſt es,“ entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme

und dem unangenehmen, plumpen Geſichte, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. „Jean Baptiſt Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herumſchnüffelt, obgleich er ſieht, daß Niemand für ihn darin iſt — he?“

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine ſolche Anrede ganz in derſelben Weiſe beantwortet haben; doch fühlte er ſich heute wunderbar weich geſtimmt, und er wußte ſelbſt nicht genau, warum er ſo plötzlich ein Intereſſe an dem Herrn Jean Baptiſt Breiberg nahm; aber er nahm ein Intereſſe an ihm, und wahrſcheinlich war es die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zuſammenhange mit dem Maler ſtand, weßhalb er ihn aufmerkſam betrachtete.

Wie ſchon geſagt, Herr Jean Baptiſt Breiberg war eine unterſetzte, keineswegs angenehme Perſönlichkeit, er hatte ein finſteres Geſicht, dicke, buſchige Augenbrauen, unter denen ſcharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug beſtand aus weiten grauen Leinwandhoſen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taſchen er ſeine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er ſeltſamerweiſe eine hohe und ſpitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr ſo ausſahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unſchuldigen Hexenmeiſter, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich ſich alſo Herr Larioz weich geſtimmt fühlte, ſo war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich ſchenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort:

„Schnüffeln“. Deßhalb ſagte er in ruhigem, obgleich ſehr beſtimmtem Tone: „Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, iſt allerdings richtig, doch nicht ohne vorher drei Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verurſacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln ſprechen, ſo iſt dieſes durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verſtehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten.“

„Schau Einer,“ ſprach der Maler höhniſch lächelnd, „mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder ſind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Taſche zu ziehen?“

„Ich bin weder das Eine noch das Andere,“ verſetzte Herr Larioz ſehr ruhig, „ich bin eine viel geringere Perſönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconſulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat.“

Das ſprach er aus Zartgefühl ſehr leiſe, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von dieſen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht dieſe Rückſichten, er ſchob ſeine Hexenmeiſter-Mütze vom linken Ohr auf das rechte, patſchte alsdann mit der Handfläche auf ſein Bein und rief laut, faſt luſtig: „Kommt dieſe Miſere ſchon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie iſt es nur möglich, zwei ſo verſchiedene Namen zuſammen zu ſtellen! Erdwinkel und Breiberg! Was iſt mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obſcurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entlehnen. Iſt das der Mühe werth —

he? Und was will dieſer Menſch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhauſe und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen ſolchen Erdwinkel mehr thun? Was will er alſo noch mehr von uns?"

Der lange Schreiber hätte beinahe über dieſe Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution ſteht, in der That faſt komiſch vor. Doch er nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen: „Was Herr Erdwinkel noch mehr will, iſt ſehr einfach, er will bezahlt ſein, er will ſeine vierhundert Gulden zurück haben."

Dieſe Forderung ſchien dem Maler ſo extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erſtaunt anſchaute, dann ſchlug er die Hände zuſammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bezahlt ſein," rief er, „ſeine vierhundert Gulden zurück haben! Iſt das nicht ſpaßig? Ja, es iſt ſpaßig. — Doch nein, es iſt zum Aergern," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er äußerſt geſchwind von der Luſtigkeit zum Zorn übergegangen war. „Ja, es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geſchichte an? Das iſt eine Geſchäftsſache, und damit wenden Sie ſich an meinen Bruder Clemens, eine Treppe höher. — Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl."

Damit rückte er heftig ſeine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verſchwand mit einem kurzen trotzigen Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Larioz ihn noch ſagen hörte: „Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptiſt Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn — he?"

Es that unſerem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem ſchönen Mädchen ſo ohne Rückſicht dieſe Angelegenheit beſprach. Ja, es gab ihm einen ſchmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geſchöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem ſo ungebildeten Menſchen ſtehe, der ſich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu beſprechen, was er ſelbſt als Fremder aus zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieſer Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über ſein unartiges Betragen einige paſſende Worte zu ſagen; trotzdem aber konnte er ſich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war ſo glücklich, wenigſtens einen Theil ihrer Geſtalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achſelzuckend das Zimmer, um ſich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Ob dieſer Herr ſich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern ſprach, und ſo dem Geſpräche zugelauſcht hatte, war nicht mit Gewißheit zu ſagen; ſo viel aber war ſicher, daß er ſchon in der Mitte der hinaufführenden Treppe ſtand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

„Sie waren bei meinem Bruder?“ ſagte er mit außerordentlich weicher und ſanfter Stimme. „Ich habe Sie von Weitem ſprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künſtler Breiberg betrifft, ſo wäre das freilich im Atelier abzumachen; iſt es aber ſonſt eine Geſchäftsſache, ſo muß ich Sie freundlichſt erſuchen, ſich zu mir herauf bemühen zu wollen.“

Obgleich der Rechtsconſulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erſtaunt, zwei Brüder von ſo gänzlich verſchiedenem Weſen zu finden. Jean Baptiſt ſo grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen ſo außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, ſondern eilfertig die enge Stiege herabſprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu ſteigen.

Nach einigen gegenſeitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich beſcheiden möblirt war. Herr Clemens bot ſeinem Gaſt einen Stuhl und drückte ihn faſt mit Gewalt auf denſelben nieder, als der Schreiber ſeine Abſicht ausſprach, lieber ſtehen zu bleiben. „Nein, nein," ſprach der Maler. „Da Sie alſo, wie ich ſicher vermuthe, eine Geſchäftsſache haben, ſo iſt es beſſer, ſich dazu zu ſetzen; auch ich ziehe ſolches vor, man ſpricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr — gewiß um Vieles traulicher."

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Seſſel vis-à-vis von Herrn Larioz niedergeſtellt und ſich darauf geſetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und ſah nun ſeinem Gaſte mit etwas ſeitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. „Alſo ein Geſchäft?" meinte er nach einer Pauſe, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Taſche hervorgezogen; „nun das iſt mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zuſammen abzumachen haben. Darf ich Sie indeſſen um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich bin nur Mittelsperſon," entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem ſüßen Bruder Clemens ſeine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. „Mein Name thut

alſo nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconſulenten Plager; es handelt ſich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg."

Herr Larioz hatte bei dieſen Worten den betreffenden Bogen langſam entfaltet und überreichte ihn dem ſanften Herrn Breiberg, der ſich nicht im Mindeſten darüber alterirte oder ereiferte wie ſein Bruder, ſondern kopfnickend ſagte: „Ja, ja, — ach ja, es iſt die Geſchichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager iſt als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältniſſen Rechnung zu tragen pflegt. Und das iſt unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr — aber ich möchte in der That gar zu gern Ihren Namen wiſſen, es ſpricht ſich angenehmer und beſſer, wenn man ſagen kann: Herr ſo und ſo. Alſo, wenn ich bitten darf?" — Er begleitete dieſe Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

„Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt," verſetzte der Schreiber mit einem ſteifen Kopfnicken, „mein Name iſt Larioz."

„Ei, Larioz," erwiderte der Andere mit einem etwas affektirten Erſtaunen, „da kann Ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande ſein. Das iſt ein eigenthümlich fremdet, prächtiger und ſchön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, — Larioz, wo kann das her ſein?"

Während er ſo ſprach, hatte er ſeine rechte Hand ausgeſtreckt, ſo daß ſeine Fingerſpitzen ſein Gegenüber berührten, dem er damit ſanft auf die Bruſt tippte.

„Allerdings," ſagte der Schreiber, „klingt mein Name

etwas ſonderlich, meine Familie ſtammt aus Spanien, und ich bin ſelbſt dort geboren."

„Ein Spanier!" rief Herr Clemens mit dem ſehr gut gemachten Ausdruck der höchſten Ueberraſchung. „Wirklich ein Spanier! — Ja, wo hatte ich meine Augen? In der That, wenn man Sie näher betrachtet, ſo findet man gleich den caſtilianiſchen Geſichtsſchnitt, die hohe Stirn, das lange ſchmale Geſicht, die Augen mit dem gewiſſen Ausdruck und der Bart — ja, der Bart — ganz Hidalgo. Das müſſen wir ſchnell Jean Baptiſt ſagen." Dabei ſprang er von ſeinem Stuhle auf und ſetzte hinzu: „Jean Baptiſt wird unſinnig vor Freude, Sie zu ſehen."

„Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu ſprechen," bemerkte der Schreiber ſehr ruhig, „ohne von der großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen ſoll. Im Gegentheil —"

„O, ich kann mir das denken," entgegnete raſch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände ſeines Gaſtes ergriff und ſie derb ſchüttelte. „Er iſt zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Exceß. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorſtelle, ſo verſichere ich Ihnen, er wird unſinnig vor Freude. Als Menſch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spaniſches malt, ſo iſt er völlig überglücklich. Ja, wir müſſen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen ſein neues ſpaniſches Bild zeigen."

„Er malt an einem ſpaniſchen Bilde?" fragte aufmerkſam Herr Larioz, der in dieſem Augenblicke an das ſchöne Mädchen dachte, das einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht.

Der Andere ſpitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genöſſe er etwas außerordentlich Köſtliches. Dann ſagte er: „Das will ich meinen, ein ſuperbes Bild! Mittagsruhe in einer ſpaniſchen Venta, ein Majo und eine Maja. Sie iſt vom Tanze ermüdet dahingeſunken, während er vor ihr ſteht, ſie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen.“

„Ja, das muß ſehr ſchön ſein,“ meinte der Schreiber nachſinnend, indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geſchöpfes da unten dachte.

„Mein Bruder zeigt ſeine unfertigen Bilder nicht gern,“ fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, „iſt überhaupt ein bischen barſch und abſtoßend; aber wenn ich Sie als Spanier einführe, da ſollen Sie ſehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt — kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!“

Damit hatte Herr Clemens ſchon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere geſprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand ſich bereits auf der Treppe, ja, er ſprang dieſe ſo eilfertig hinab, daß Larioz ſchon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er ſelbſt noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz ſich gewiſſermaßen ſcheute, den bärbeißigen Jean Baptiſt wieder zu ſprechen, ſo zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der ſtillen Hoffnung, ſie vielleicht nicht nur wiederſehen zu dürfen, ſondern ihr ſogar vorgeſtellt zu werden und, falls ſie eine Spanierin war, ein

paar Worte in der ſüßen Sprache der Heimat mit ihr wechſeln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdeſſen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte ſeinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier geſagt, und dieſer ſchien ſich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch ſeine Stirn unter der ſeltſamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn ſeine Augen auch immer noch finſter blickten, ſo zeigte ſich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln ausſah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von ſo ausgezeichnetem Aeußerem bei ſich zu ſehen.

Clemens, der näher getreten war, ſetzte hinzu: „Das iſt ſeine wahre Stimmung, ich verſichere Ihnen, er iſt ganz außer ſich vor Freude, wenn er etwas von Spanien ſieht, er liebt dieſes Land über alle Beſchreibung.“

„Ja, ich liebe es recht ſehr,“ fügte Jean Baptiſt bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Lariez faſt erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weiſe mit dem jungen ſchönen Mädchen in Verbindung.

„Unſer junger Freund hier,“ ſagte Clemens Breiberg händereibend, „iſt für uns gütig geſinnt, davon bin ich feſt überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptiſt, könnteſt du wohl ſo freundlich ſein, uns dein neues ſpaniſches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?“ ſetzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

„Dort eintreten?“ fragte beinahe finſter der andere Herr Breiberg. „Du weißt, wie ungern ich es ſehe, wenn man uns Künſtlern hinter die Couliſſen ſchaut.“

Das ſagte er mit einem ſauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Averſion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Couliſſen ſchauen zu laſſen.

„Aber Herr Larioz,“ ſagte Clemens, da Jean Baptiſt ihn fragend anſah, „aber Herr Larioz ſoll doch das Bild ſehen, wenn er es wünſcht.“

„Ich würde mich glücklich ſchätzen,“ entgegnete der lange Schreiber, obgleich er ſich glücklich geſchätzt hätte, hinter die Couliſſen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptiſt hatte mit ſeinem ſteifen, finſteren Weſen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entſetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorſtellte, im Munde; alsdann erſuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit ſeinem Bruder hinter den Verſchlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauſchte aufmerkſam, ob er von ihr nichts höre, doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauſchen des ſeidenen Kleides und ein ganz leiſes Flüſtern, und ſchon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher ſich das erwähnte Bild befand, das ſie nun vor Herrn Larioz hinſtellten.

Es war ſo, wie Herr Clemens geſagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen geſehen. O, es war eine entzückend ſchöne Lage! und dazu das Geſicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn

die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieſelben wunderbaren ſchläfrigen Augen, der friſche lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, ſie war reizend, über alle Beſchreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

„Das iſt allerdings ein herrliches Bild," ſagte Herr Larioz, indem ſeine Blicke immer wieder auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mädchens ruhen blieben. „Ein entzückendes Bild! Glücklich der, welcher es ſein nennen kann!"

Wir wollen hierbei dem verehrten Leſer geſtehen, daß der künſtleriſche Geſchmack des Herrn Larioz noch nicht ſehr ausgebildet war, denn ſonſt hätte er unbedingt einſehen müſſen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor ſich habe, deſſen Figuren ſich durch ſehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, ſowie, daß das Colorit ein Zuſammentrag war von harten, ſchreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie ſie nur an dem Coſtume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Larioz nicht, denn ihm ſchwebte nur das Bild der ſchönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen geſehen und die er hier ſo gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das erſetzte er bei der Maja durch ſeine Phantaſie, woher es denn auch kam, daß ſelbſt er den Majo, den er nicht con amore anſah, für weniger gelungen hielt.

Der lange Schreiber ſchmeichelte alſo der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunſtwerke ſprach.

Herr Jean Baptiſt ſtand daneben mit geſpreizten Beinen,

rückte zuweilen ſeine Mütze von einem Ohr aufs andere, blies auch mehrmals die Backen auf und ſagte in nachläßigem Tone: „Ja, ja, das Bild iſt gelungen, es wird ſeinen Liebhaber finden.“

„Ja, einen reichen Liebhaber,“ ſeufzte der lange Schreiber in ſich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn ſo ganz unmöglich ſei, dieſes koſtbare Bild zu erſtehen, ſo überſchlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er ſchämte ſich dieſes Gefühles und verjagte es gewaltſam aus ſeinem Herzen.

„Und das Ganze iſt Phantaſie?“ fragte er nach einer Pauſe nicht ohne Abſicht; „ich wollte nämlich fragen,“ ſetzte er hinzu, „ob Ihnen keine Perſon bei dem Entwerfen des Bildes vorgeſchwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus ſich ſelbſt geſchaffen?“

„Das iſt nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz,“ antwortete der ſanfte Clemens für den Bruder. „Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, iſt es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo iſt der eines jungen Malers unſerer Bekanntſchaft, zum Geſichte der Maja hat Jean Baptiſt eine Dame gefunden, die ſo freundlich iſt, ihm zuweilen auszuhelfen.“

„Das muß eine Spanierin ſein,“ ſagte der Schreiber in beſtimmtem Tone.

„Meinſt du, daß es eine Spanierin iſt?“ fragte Clemens ſeinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um ſeine Lippen ſpielte.

„Das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete dieſer, und dabei

wiegte er ſeinen Oberkörper hin und her. „Ich halte ſie eher für eine Franzöſin als für eine Spanierin; jedenfalls iſt ſie hier geboren und ſpricht, ſo viel ich weiß, kein Wort Spaniſch.“

Das ſprach Herr Breiberg ſo laut, daß der Schreiber ordentlich ſchüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte, es müſſe doch für ein zartfühlendes Weſen nicht angenehm ſein, ſo über ſich verhandeln zu hören; auch wollte er dieſes Thema nicht weiter berühren; doch ſagte Jean Baptiſt: „Allerdings hat der Kopf etwas Spaniſches, doch glaube ich, das liegt hauptſächlich an der andaluſiſchen Tracht.“

„Da kannſt du Recht haben,“ meinte Clemens, „denn dort ſchauen Sie,“ — hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achſeln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand — „dort iſt derſelbe Kopf wieder und ſieht unter dem Epheukranz, ſowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidniſche Prieſterin.“

Der lange Schreiber hatte ſich augenblicklich von ſeinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derſelbe Kopf, wenigſtens die Grundzüge waren dieſelben, die gleichen ſüßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geiſtreichen Stirn. Lange betrachtete er es ſchweigend, ja, wir möchten ſagen: ſtill bewegt, und er hätte es lieber nicht ſo lange betrachten ſollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumeriſchen und doch wieder ſo glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühſam Athem, und als er von

dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: „Das iſt ein kleiner Schatz, dieſer Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte.“

Während er ſo entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit ſeinem Bruder leiſe geſprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen, als durch Worte, und als Jean Baptiſt endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte deſſen Arm mit der Hand und ſprach: „Lieber Herr Larioz, Sie ſind ein feiner Kunſtkenner. Daß Ihnen unter den vielen — ich kann das ohne Eigenlob ſagen, wirklich guten Bildern — gerade dieſes auffällt, beweist mir, daß Sie ſchon viel Gutes geſehen und verſtanden haben. Ein ebenſo kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, ſteht ſchon ſeit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptiſt, doch konnten ſie bis jetzt nicht einig werden.“

„So, wollen Sie es verkaufen?“ fragte der Schreiber faſt erſchrocken, und dabei näherte er ſich abermals der Wand, ja, er berührte mit ſeinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. „So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen.“ Das ſagte er in einem ſchmerzlichen Tone.

„Nicht ſo groß,“ verſetzte Clemens, „gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptiſt verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei — und du wirſt ſehen, Bruder,“ fuhr er fort, „er läßt es auch heute noch holen.“

„Acht Louisd'or,“ ſagte Herr Larioz, und wenn er auch

dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß dieſe Summe für die vortreffliche Arbeit und den ſchönen Kopf allerdings ſehr gering ſei, ſo überlegte er doch anderntheils, daß ſeine ſämmtlichen Gelder, die er ſich für einen Fall der Noth erſpart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. — Wie man ſich in kurzer Zeit ändern kann! Geſtern noch hätte Herr Larioz mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorſchlag gemacht hätte, er ſolle acht Louisd'or ſeines ſauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekannten Perſon hergeben; heute aber, wo ihm dieſe Perſon — das dachte er ſeufzend — nicht mehr unbekannt war, ſchien es ihm ein vortheilhafter Tauſch zu ſein, mit acht Stücken todten Metalles dieſe seelen- und gluthvollen Augen einhandeln und ſich dann täglich in ſie verſenken zu können.

„Und würden Sie das Bildchen," fragte er nach einer Pauſe, „einem anderen Liebhaber um denſelben Preis erlaſſen?"

„Meinſt du, daß das angeht?" fragte Jean Baptiſt ſeinen Bruder in mürriſchem Tone. „Du haſt es doch ſo gut wie verkauft."

„Verkauft gerade nicht," entgegnete Clemens, indem er ſich die Hände rieb, „ich habe ihm den Preis genannt, da er ſich aber bedenken wollte, ſo können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies," ſetzte er in lebhaftem, herzlichem Tone hinzu, „möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wiſſen, als in denen des Herrn Larioz, der wirklich einen ausgebildeten Kunſtſinn hat und der, was er beſitzt, zu ſchätzen verſteht. Alſo thue mir die Liebe, mache kein finſteres Geſicht und ſage Ja."

Herr Jean Baptiſt Breiberg machte in der That ein fin-

steres Gesicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelsfiguren über die Stirn herab fast bis auf die Augenbrauen geschoben und kratzte sich verdrießlich am Hinterkopfe.

„Sehen Sie," sagte Clemens lachend zu dem Schreiber, „so ist er nun einmal. Ich habe meine Noth und Last, jede fertige Arbeit von ihm dem Besteller einzuhändigen; ich muß sie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun — also bist du einverstanden?"

„Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue — und auch dem Herrn Larioz," setzte er freundlicher hinzu und nahm das Bild von der Wand. „Nehmen Sie also in Gottes Namen die Skizze."

So sah sich also unser langer Freund im Besitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptist's die Sache entschieden war, fühlte er sich glücklich darüber. Auf seine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leisten, äußerte sich Herr Clemens Breiberg fast entrüstet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte sie in ein Papier und versicherte, die Zahlung könne geleistet werden, sobald es in dem Belieben des Herrn Larioz stehe; wolle derselbe zufolge des Geschäftsganges des Hauses eine kleine Quittung des Empfanges ausstellen, so werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weise war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldschein von Jean Baptist geschrieben, vom Käufer unterschrieben, und nach einigen freundschaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl sich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die sehr laut von sich gegebene

Verſicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen anſehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieſes freundliche Haus verlaſſe. Dann ſtieg er die finſteren Treppen hinab und ſpürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl ſeines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eiſiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Als ſich Herr Larioz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hauſe einſchlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und ſomit zu ſpät zu ſeinem Mittagsmahle ſei, welches um dieſe Zeit ſchon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Menſch, der ſich höchſt ſelten auch nur die kleinſte Abſchweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, ſein Mittageſſen bis ein Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um dieſe Zeit nicht da ſein ſollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hauſe gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers geſehen, daß derſelbe ſchon im Begriffe geweſen, über das, was er als ſein Eigenthum anſah, jetzt herzufallen; in ſolchen Momenten hatte es dann dem Schreiber ſehr leid gethan, den Tiger verſcheuchen zu müſſen,

und er hatte ſich nicht halb ſatt gegeſſen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu laſſen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in ſich hinein, als er nun wiederholt auf das Zifferblatt blickte und ſich daran erinnerte, daß jetzt Gottſchalk und der Tiger vereint am Tiſche ſäßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menſchen, in dem ſo unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle ſchwelgten.

Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggaſſe zu verlaſſen, ſich nach der Schreibſtube zu begeben und dort vermittels eines Stückes Brod ſein Diner einigermaßen zu erſetzen, um auf dieſe Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm — er befand ſich gerade vor einer Kneipe, welche ſich als der Reibſtein auswies — ein vaterländiſches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada
No si pierde la jornada,

welches auf Deutſch ungefähr heißt: Mit Meſſehören und ordentlich Füttern iſt keine Zeit verloren, weßhalb er denn auch von der Straße abſchwenkte und in die Gaſtſtube trat, wo er einen gedeckten Tiſch fand, an deſſen einem Ende ſich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Reſten ihres Mittagsmahls beſchäftigt waren.

Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz ſchon bei ſeinem Eintritt in die Burggaſſe von außen geſehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tiſche, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenſtern ſchienen hier und da bunte gemalte Gläſer eingeſetzt, und auf

einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, sah man Krüge von seltenen Formen.

Der Schreiber setzte sich an einen Tisch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm sei, wenn sich ein Fremder zu ihrem gemeinschaftlichen Mittagsmahle dränge. Er schien auch mit dieser Voraussetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er sich nach dem Wirth oder einem Kellner umgesehen, so erschien einer der letzteren, ein sehr mageres, dürftiges Wesen — er schwebte mehr, als er ging — und versicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittels der Serviette reinigte, der Herr habe sich geirrt und sei in die falsche Stube gerathen. — „Hier," sagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß so graziös vorsetzte, daß nur dessen Spitze den Boden berührte, „hier ist ein Künstler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Freunde den Zutritt haben."

Als er das gesagt hatte, spitzte er seinen Mund, schloß die Augen fast zu und unterbrach sich für einen Moment in seiner Arbeit des Tellerabwischens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Mensch sich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde, indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhafte Kellner fuhr während dieses Stillstandes mit der rechten Hand, in der sich der Teller befand, auf seinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziösen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch sein struppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe stand.

Als höflicher Mann bedankte sich Herr Larioz für diese

Auskunft, nahm seinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als sich vom oberen Ende des Tisches eine Baßstimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner sprach: „Windspiel, wir haben dir schon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm ist, ausgezeichnete Fremde in unserem Clubzimmer zu sehen. Nimm also den Hut jenes Herrn und ersuche ihn, falls er zu Mittag zu speisen wünscht, es sich an unserem Tische bequem zu machen."

Der Ton dieser Stimme hatte, abgesehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, sonore Stimme, wie sie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biederen Rittern, oder alten treuen Knappen zu eigen gewesen, und wie sie nothwendig war, wenn einer derselben zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, sprach: „Tretet ein, ehrwürdiger Wandersmann, Ihr seid hungrig und müde, sättiget Euch mit Speise und Trank und streckt Eure Glieder auf dieses weiche Bärenfell."

Deßhalb verneigte sich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner seinen Hut, der diensteifrig mit der Serviette — den Teller hatte er auf den Tisch gestellt — über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tische, wo er sich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geschlossene Gesellschaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit seinem gewöhnlichen feierlichen, wir müssen fast sagen: seltsamen Wesen, welches nicht ermangelte, schon im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit der hier versammelten Künstler auf seine Person zu lenken.

Der mit der Baßſtimme, wohl der älteſte der hier Anweſenden, war ein Kupferſtecher, und wenn er ſprach, ſo machte er mit dem Meſſer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabſtichel. — Ohne gerade neugierig ſein zu wollen, ſo ſagte er im Verlaufe des Geſprächs, während Herr Larioz ſeine Suppe verzehrte, erkundige er ſich, was den Fremden bei dieſem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr ſo entlegenen Stadttheil verſchlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunſtgenoſſen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd ſagte: ſo ſehr er auch die Kunſt hochſchätze, ſo habe ihn dieſelbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimniſſe vor ihm aufzuthun; ſein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeſchäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßſtimme hatte ein etwas ſtark gerö-thetes Geſicht, ſo viel man vor dem koloſſalen, überall wuchernden Bartwerke ſehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf ſeinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zuſammen und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es geht mich nichts an," ſagte er alsdann, „welcher Art Ihre Privatgeſchäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg ſind; wenn Sie aber dieſelben nicht genau kennen, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das ſind ein paar eigene Geſellen, denen jedes Mittel recht iſt, um zu Geld zu kommen."

„Eine wahre Mörderhöhle für arme Künſtler," ſprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferſtecher ſaß. „Sie kaufen Bilder von Leuten, die ſich in Noth befinden, und nicht

nur kaufen sie das Werk selbst, sondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum ist, so geben sie es für ihre Arbeit aus und sind so zu unverdientem Renommee gekommen."

Es schmerzte den Schreiber, daß er Kunstgenossen also hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pause: er müsse allerdings zugestehen, daß ihm Herr Jean Baptist Breiberg etwas rauh und abstoßend vorgekommen sei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichste Art empfangen, und er sei mit einem guten Eindruck von demselben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferstecher mit den Achseln und meinte: Herr Clemens sei der Schlimmste von Beiden. „Jean Baptist ist freilich ein grober Geselle," sagte er, „dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leisten im Stande ist."

Larioz hätte das Gespräch können fallen lassen, doch war es ihm interessant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in sich verbarg, der ihm seit einer Stunde, er wußte selbst nicht, wie, so unendlich theuer geworden war. Nachdem er also einige Augenblicke absichtlich geschwiegen, um kein allzu großes Interesse zu verrathen, warf er anscheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet sei.

Der Kupferstecher schüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Gesellschaft verneinte diese Frage mit Worten und Geberden.

„In dem Hause ist nichts Weibliches, als eine alte Magd," bemerkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber saß.

„Dem muß ich mir zu widersprechen erlauben," versetzte dieser lächelnd. „Durch Zufall sah ich droben eine junge Dame, von der ich gestehen muß, daß sie außerordentlich schön ist."

„Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu sein. Glück haben diese Beiden allerdings, und wer sie in guten Kreisen empfiehlt, das mag der Himmel wissen."

„Ich glaube nicht," sprach der Spanier, „daß die Dame, welche ich gesehen, sich dort befand, um ein Portrait von sich machen zu lassen; sie hatte ein eigenthümliches Costüm an und befand sich auch in einer Stellung, die sich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde."

„Ah, so war es ein Modell!" versetzte der Kupferstecher. „Und in der That schön?"

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuschauen, denn er fürchtete, man möchte auf seinem Gesichte eine Bewegung wahrnehmen: „Ja, sie war in der That außerordentlich schön."

„Wer kann denn das sein?" fuhr der Andere fort, indem er im Kreise umher sah. „Sollte es die Katharine sein oder der Stöpsel? — War die Dame schwarz?"

„Ja, sie hatte schwarzes Haar."

„So könnte es die Katharine sein," meinte der mit dem grünen Sammtrock. „Doch ist das nicht möglich, denn ich sah sie vor einer halben Stunde auf der Straße."

„War Ihre Dame untersetzt und sehr stark, was man eigentlich dick nennen könnte?" forschte lächelnd der Kupferstecher weiter.

„Im Gegentheil," erwiderte Herr Larioz begeiſtert, „ſie war ſchlank und vom ſchönſten Ebenmaß der Glieder."

„Dann war es auch nicht der Stöpſel," bemerkte der Frager, „denn obgleich der Stöpſel in der That ein ſchönes Geſicht hat, ſo iſt er doch auffallend klein und dick."

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht, den Beinamen „der Stöpſel" gehabt hätte. Aber die konnte es nicht ſein, denn er erinnerte ſich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältniſſen ſo ſchönen und edlen Geſtalt.

„Das weiß der Teufel," begann der Kupferſtecher nach einem längeren Stillſchweigen wieder, während deſſen er einen tüchtigen Zug aus ſeinem Bierglaſe gethan und den Deckel ſchallend zugeklappt hatte. „Dieſe Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo ſie irgend ein ſchönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweiſe vor allen anderen Menſchen verborgen bei ſich halten. Mich dauert nur ſo ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man ſollte eigentlich dahinter kommen."

„Ja, das ſollte man allerdings," entgegnete raſch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere ſo eben geſprochen, ein Dolchſtoß geweſen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantaſie erſchienen Geſpenſtern gleich augenblicklich die Bilder ſchwerer Unthaten — Raub, gewaltſame Entführung, ſchrecklicher Zwang, Knechtſchaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verſchwinden. Jetzt erinnerte er ſich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg ſo geheimnißvoll, ja, faſt unheimlich erſchienen war; an der Hausthür die Begegnung mit dem jungen blaſſen Mädchen

und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsteren Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen — alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder — es waren in der That vollkommene Bilder für eine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten an sich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief ihn heiß, wenn er dabei an die schönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das sich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäusten dieser beiden Elenden wand, dessen zuckende Lippen um Schonung und Gnade baten, und das mit den schönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erscheinen werde, — ein Retter, so träumte er weiter, in der Gestalt jenes großen Mannes, den sie heute Morgen gesehen und der nun gewaltsam die Thür des Gemaches einstieß, der — Gott und San Jago! rufend, nun mit gezogenem Schwert hereinstürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Larioz nicht im Stande, diesen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieselben auf seinem Gesichte reflectiren zu lassen und so denen, die ihn ansahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in seinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn sein Auge flammte, seine bleichen Wangen rötheten sich, und um die fest verschlossenen Lippen spielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er sein Messer hastig empor genommen, doch nicht so, als wolle er es zum friedlichen Zerschneiden des vor ihm stehenden Rindfleisches benutzen.

Nun waren aber die Geſinnungen der luſtigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine ſo ſeltene Erſcheinung, wie die des langen Mannes mit dem ſo auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenſtande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferſtecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande ſein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu ſpielen, ſo entging ihm doch nicht das exaltirte Weſen des neuen Tiſchgenoſſen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderſchönen Mädchen, das ſich da drüben bei den Malern aufhalten ſollte, etwas fabelhaft vorkam, ſo war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder die andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geſchichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die ſich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieſes Geſicht und dieſe außergewöhnliche Geſtalt ſchon im Leben begegnet ſein, oder als hätten ſie dieſelbe auf einem Bilde geſehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weiſe den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Lariez einflößte, wenn er ſich auffallend, ja, vielleicht komiſch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; ſchien doch er es nicht ſelbſt zu ſein, der dieſen eigenthümlichen, ſonderbaren Eindruck hervorbrachte, ſondern es war, als gehörten er und die heu-

tige Welt, in welcher er ſich bewegte, zwei verſchiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei geſagt, ein ſehr poetiſches Gemüth war — er las, was von neuen Romanen und Gedichten erſchien, ſang Rückens Lieder zu einer verſtimmten Guitarre mit ſehr viel Seele und Gefühl, — empfand eine beſondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar ſchon nach dem erſten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem erſten Worte, das er mit ihm geſprochen. Windſpiel vergaß ſeine ſonſt ſo flinke Bedienung und ſtand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinter dem Stuhle des ernſten Fremden.

Der Kupferſtecher wiſchte ſich den dicken Bart, nachdem er ſein Glas leer getrunken, dann ſchlug er etwas heftig auf den Tiſch, ließ ſeine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Verſammlung rings umher gleiten und ſagte mit dumpferer Stimme als bisher: „Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggaſſe können ſich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Roſenmarktes zum Beiſpiel gar keine Idee hat.“

Dabei händigte er ſeinen Krug dem Kellner ein, der nur widerſtrebend herbei hüpfte, und ließ ſich einen neuen, ſchäumenden Schoppen geben.

Es war wohl ein Wetter zum feſten Beieinanderſitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee ſchlug an die Fenſterſcheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauſes herum fuhr, machte überall den vergeblichen Verſuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüſſelloch der Hausthür und hob ſich,

unten überall Widerstand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Ziegel kämmte und in den Schornstein hinab heulte.

„Füllt eure Gläser, meine Freunde!“ sagte hierauf der Kupferstecher, indem er im Tone der Stimme und in seiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen versuchte. — „Füllt eure Gläser und thut mir Bescheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten ist, der — ich kann es wohl gestehen — meine Sympathie erweckt hat und der sich selbst, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unserem Kreise fühlen wird. — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“ wandte er sich hierauf mit einer sehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieser hatte, als von seinem Wohlergehen die Rede war, nicht versäumt, sein Glas augenblicklich zu leeren, welches darauf vom Windspiel mit rasender Geschwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er sich in seiner ganzen Länge und sprach: „Ich schätze mich glücklich, durch Zufall und schlechtes Wetter in diese Versammlung angenehmer Männer getreten zu sein, deren Lebenszweck die Kunst und deren Unterhaltung deßhalb so angenehm für Jemand ist, der wie ich die poetischen und künstlerischen Seiten dieses armen Lebens aufsucht. — Uebrigens ist mein Name Larioz — ich könnte sagen Don Larioz,“ setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn mein Vater — Gott habe ihn selig! — war ein spanischer Edelmann.“

Dem Windspiel war in diesem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Prosaische Engländer und windige Franzosen, wie sie in den

Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er schon viele gesehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, so mußten sie aussehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, so mußten sie den Bart emporgekräuselt tragen, wenn sie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenster erschienen, zum Klang der Saiten ihre süßen Romanzen singend.

Unwillkürlich hatte der Kellner seinen Teller wie eine Mandoline vor die Brust genommen und trabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühllosen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem sämmtliche Gläser ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergestellt, lehnte sich der Kupferstecher in seinen Stuhl zurück, schlug die Arme über einander und sagte: „Mir scheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unseren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der interessanten und höchst wunderbaren Dame im Hause der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei diesen Menschen ist Alles möglich, ja, ich halte sie für fähig, irgend ein unschuldiges Wesen einzufangen, es zu rauben, gewaltsam festzuhalten und — — doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir schaudernd selbst erleben."

„Ja, etwas ist da drüben nicht richtig," meinte ein untersetzter Maler, dessen äußerer Mensch sich durch besonders großen Haarmangel auszeichnete. — „Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breiberg's etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgefeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf."

„Das Gleiche war bei mir der Fall," ſagte der mit dem grünen Sammtrock; „auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers."

„Aber unſerem Freunde iſt das Gegentheil widerfahren," vernahm man die tiefe Stimme des Kupferſtechers. „Iſt dem nicht alſo, Don Larioz?"

„Es iſt ſo," erwiderte der lange Schreiber. „Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand."

„Vergeſſen wir nicht, daß Don Larioz anfänglich Niemand ſah," unterbrach ihn der Kupferſtecher ernſt und feierlich. — „Doch weiter!"

„Ich näherte mich einer ſpaniſchen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften ſchied," fuhr Larioz fort.

„Vergeſſen wir nicht die geheimnißvolle ſpaniſche Wand," meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künſtler umher — „und dann?"

„Als ich mich nach einigem Umſchauen dieſer Tapetenwand näherte," ſprach Herr Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe weiter, „und nachdem ich ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand und ſah — o Gott! — — und ſah das Mädchen, von dem ich vorhin geſprochen."

„Und ſie war ſchön?"

„Bei San Jago, ob ſie ſchön war! In meinen kühnſten Phantaſieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß ſich ein ſolches Ideal unter den Bewohnern dieſer Erde befände. Sie zu ſchildern iſt mir unmöglich; ſie war wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold und rein."

Bei dieſen Worten hatte er die mageren Hände auf dem

Tiſche über einander gelegt und blickte ſchwärmeriſch zu der Zimmerdecke empor.

Windſpiel machte es ebenſo, und es war ihm, als höre er

Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athembolen.

Der mit mit dem grünen Sämmtling legte ſein Geſicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß ſich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und der Kupferſtecher räusperte ſich auffallend laut und vernehmlich, um — — ſeine Rührung und ſein Mitgefühl zu verbergen.

„Sie ruhte auf einem Divan," fuhr der Spanier nach einer kleinen Pauſe fort, „in einer reizenden, verführeriſchen Lage."

„Vergeſſen wir das nicht," ſagte laut der Kupferſtecher.

„Ihr Coſtüm war ſpaniſch, echt ſpaniſch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem ſchönen Andaluſien geſehen."

„Alſo es kam Ihnen ſpaniſch vor?" fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

„Es war ſpaniſch," erwiderte Don Larioz feſt und beſtimmt. „Wie könnte ich mich darin täuſchen! So echt ſpaniſch, wie die reizendſte Maja es trägt, wenn ſie den glühenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla."

Windſpiel fühlte ein gelindes Fröſteln; es war etwas wie ein Wonneſchauer, als er die Worte: Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar

aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das geſehen und erlebt.

Der Kupferſtecher hatte ſein Geſicht ſo tief wie möglich in das Bierglas verſenkt, und als er es wieder hervorzog, ſprach er mit ſanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: „Wozu der Wortſtreit, ob echt ſpaniſch oder nicht! Das Coſtüm iſt Nebenſache. Kommen wir auf ſie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unſer verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptiſt geſehen und die — ich nehme keinen Anſtand, das zu ſagen — nur ein Verbrechen in die Hände dieſes tyranniſchen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches — ich kann es mir ſchon erlauben, meine Vermuthung auszuſprechen — einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Larioz gemacht zu haben ſcheint."

„Ihre Theilnahme rührt mich," ſprach dieſer, nachdem er mit einem haſtigen Zuge ſein Glas geleert. „Und um offen zu ſein, wie das überhaupt meine Gewohnheit iſt, will ich dem verehrten Kreiſe geſtehen, daß der Reiz und die Sittſamkeit der Erſcheinung allerdings mein Herz getroffen; ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieſer Dame zeigen, welches ich mühſam errungen und welches ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelaſſen hätte."

„Sie haben ihr Portrait?" fragte der Kupferſtecher mit wirklichem Erſtaunen und folgte ſichtbar überraſcht den Bewegungen des langen Mannes, der ſich erhoben hatte, um von dem Nebentiſche das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem Teller entgegen,

den er feierlich einher trug, indem seine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Gesellschaft blickten mit dem Ausdrucke der Ueberraschung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber seinem Nachbar zur Besichtigung übergab, vertiefte er sich erst selbst noch einmal so lange und ausschließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war, wenn er übersah, wie der Kupferstecher ein Zeichen machte, welches von den Meisten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann stützte sich der Erstere mit der linken Hand auf den Tisch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und sagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windspiel gab: „Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz ist im Begriffe, uns das Portrait der Dame seines Herzens, derselben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzustellen. Es ist unsere Schuldigkeit, dieses Portrait mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieser Unglücklichen geschehen könnte. Es erscheint mir aber diese Sache wichtig genug, um aus der harmlosen Tischgenossenschaft ein ernstes Bundes-Comite zu constituiren, und im Falle ihr damit einverstanden sein solltet, so bitte ich, eure Gläser zu leeren und mir beistimmend zuzunicken — ein Verfahren, um welches ich auch unseren edlen Freund Don Larioz bitte."

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und sah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung des Kopfes entgegen hielt, sämmt-

liche Gläſer wurden aber augenblicklich wieder vom Windſpiel gefüllt.

„Ehe wir aber daran gehen," fuhr der Kupferſtecher fort, „unſeren neuen Freund in die Geheimniſſe des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denſelben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu verſetzen. Merkt alſo auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, deſſen Vorfahren und Ahnen wahrſcheinlich edle Granden von Spanien waren, ſich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläſer, gefüllt bis an den Rand, und reibt unſerem Gaſte, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famoſen Salamander."

Bei dieſen Worten ſchaute der Sprecher ernſt, ja, ſtreng im ganzen Kreiſe umher, und als er ſah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langſam mit ſeinem Glaſe auf dem Tiſche zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor ſich hinmurmelte: „Salamander! Salamander! Salamander!"

Und „Salamander! Salamander!" murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläſer auf der Tiſchplatte, und als nun der Vorſitzende „Eins!" ſprach, hoben ſie dieſelben zum Munde, auf „Zwei!" wurden ſie an die Lippen geſetzt, und auf „Drei!" ſtürzten die verſchiedenen Bierſtröme mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit in die durſtigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand ſich durch dieſe Ceremonie ſeltſam ergriffen, und obgleich Windſpiel ihm eben erſt ſein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug

und ließ darauf sein Haupt so tief als möglich auf die Brust herabsinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Gesellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tisch stehend zu erblicken, nur mit ihm und seiner Angelegenheit beschäftigt, stumm und feierlich, so daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windspiels, sowie das Platschen des Regens an die Fensterscheiben.

Der Kupferstecher strich seinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buschigen, zusammengezogenen Augenbrauen finster nach dem Kellner hin und sagte: „Man gebe mir den Dolch des großen Meisters Rubens."

Es mußte dies eine Ceremonie sein, die äußerst selten vorkam, denn Windspiel zuckte leicht zusammen, blieb aber wie an den Boden angefesselt stehen, wobei er fragend den Wortführer anschaute.

„Ja so!" fuhr dieser fort. „Der Uneingeweihte scheut sich, die kostbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Christian," wandte er sich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, „und hole die kostbare Waffe; geh, du wirst sie in meinem Mantelkragen finden."

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Christian ab und kehrte gleich darauf mit einer rostigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirstange zerbrochen und deren hölzerner Griff sehr mangelhaft war. Trotz dieses unscheinbaren Aeußeren nahm der Vorsitzende die Waffe mit der allertiefsten Ehrfurcht in die Hand, küßte sich verneigend die Klinge und reichte sie dann ernst und langsam zum nämlichen Zwecke seinem Nachbar hin.

So machte sie die Runde um den ganzen Tisch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der sie ebenfalls inbrünstig zu seinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferstecher übergab. Dieser nahm hierauf die Waffe des großen Meister Rubens in die Rechte, winkte mit einer majestätischen Handbewegung dem dürren Kellner, der sich zaghaft näherte und statt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küssen durfte, wobei der Vorsitzende sprach: „Auch du, Windspiel, wirst bedingungsweise für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen."

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, so daß die rostige Spitze in die Höhe stand, sprach er zu den aufhorchenden Brüdern: „So ist denn für heute wieder der feierliche Bund geschlossen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unserer Nähe begangen worden zu sein scheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unseres neuen edlen Freundes Don Lariez; ferner der trostlose Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, sowie mit seinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der wirklich vortreffliche Stoff, der dem Fasse unseres Wirthes entquillt. — Windspiel, fülle die Gläser!"

Als dies geschehen, als der Redner getrunken und sich den Bart abgewischt, fuhr er fort: „Sie, unser edler Freund, Don Lariez, sind durch diese eben stattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig statt aller anderen Bekräftigungen, statt zum Beispiel zu sagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! — immer und überall nur bei dem

Dolche Rubens zu ſchwören. Haben Sie mich verſtanden, edler Don Larioz?"

„Ob ich Sie verſtanden habe!" erwiderte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

„So ſchwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und ſich als ein Mitglied dieſer höchſt edlen und ſehr anonymen Geſellſchaft betrachten zu wollen."

„Ich ſchwöre es bei dem Dolche Rubens!"

„Mit Vergnügen vernehme ich," fuhr der Kupferſtecher fort, indem dabei ein höchſt eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge flog, „daß Sie mich vollkommen verſtanden haben. Hören Sie alſo die Tendenz unſerer Verbrüderung:

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

„Wir ſuchen die Unſchuld auf, wo wir ſie finden," fuhr der Sprecher erklärend fort, „ermuntern ſie in ihren Bedrängniſſen und unterſtützen ſie in ſchwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen ſind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Aſyl und Freiſtatt, heben ſie zu uns empor, wenn ſie tiefer ſtehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsſtreben, wenn wir ſehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß."

„Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, ſchönen Zeit,“ ſprach ſchwärmeriſch Don Larioz. „Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben.“

„So ſind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müſſen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren mit zwei Worten klar zu machen.“

„Sie haben das Recht,“ fuhr der Sprecher ernſt und gewichtig fort, „als Menſch unter Menſchen zu leben, ſich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, ſelbſt anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld ſowohl ſelbſt zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenſchen beiderlei Geſchlechts an dieſer Verzehrung mit Theil nehmen zu laſſen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, ſogar die Verpflichtung, einen ſcharf geſchliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, ſo lange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünſchen beliebt. Sie ſind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zuſammen zu berufen, und es ſchreiben die Statuten der anonymen Geſellſchaft in dieſem Falle vor: Der Berufer ſchlägt einen Zettel in der Kneipſtube zum Reibſtein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf ſeine Koſten ein gutes Faß Bier aufgelegt ſein wird, worauf ſich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszuſprechen, iſt im vorliegenden Falle den beſtehenden Landesgeſetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. — Die wichtigſte Errungenſchaft unſeres Bundes iſt aber das Recht, welches Ihnen zuſteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder ſelbſt nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem

Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fensterläden zu klopfen haben. Diese betreffenden Fensterläden sind aber an allen Häusern der Burggasse, wo Sie an den Thüren abgerissene oder zerbrochene Klingeldrähte finden."

So sprach der Vorsitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allen Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Gesichtern der Mitglieder dieser Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erschien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich schnell mit dem Gesicht in das Glas fuhr, so war doch eben dieses Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigsten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde ein neues Mitglied gewonnen worden. So sah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zusammenbeißen sah, erhob er sein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich schwieg, hielt er es für seine Schuldigkeit, sich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glase erschien, so viel Mühe er sich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferstechers sprang Windspiel wie ein Besessener hinter ihm drein, ihm beständig ein volles Glas in die nicht widerstrebende Faust drückend.

Bei diesem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wissen schien, von wo er ausgegangen war, und so oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er diesen von einem der Gesellen besetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anstoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieses beständige Imkreisegehen die Tische, Stühle,

Menſchen, ja, die ganze Stube dieſelbe Bewegung annahm, ſo daß ſich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tiſch mit ſtarker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein ſchreitenden Kellner um einen Stuhl zu erſuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Geſellen am Tiſche nicht wie er ſo eben erſt in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, ſich auf ſo laute und innige Art zu freuen, ſo thaten ſie das doch, indem ſie laut lachten, jodelten, mit den Gläſern zuſammenſtießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte träumeriſch mit den halbgeſchloſſenen Augen zu dem Fenſter hin und ſprach, wobei er etwas Weniges ſtotterte: „Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu ſo ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken — zum Trinken — und wieder zum Trinken.“

Dabei that er, wie er geſagt; worauf Einer gegenüber ſein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied verſuchte:

Im tiefem Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere —

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb — ade!

ſang der mit dem grünen Sammtrock; doch kam er auch nicht

weiter, denn die Stimme des Kupferstechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen „Silentium!“ auf welches die Gesellen aufhorchten, als er nun weiter sprach: „Wozu der unnöthige Lärm? Ist das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was soll unser edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus singen und diese Stunde würdig feiern wollt, so stimmt die Kehlen zum harmonischen Gesange — zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

So begann er; und nachdem die Gesellen am Tische sich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgestützt oder es sich sonst bequem gemacht, stimmten sie ein, und es war wohl die alte bekannte Weise des schönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmonisch zusammenklingen ließ. Wenigstens kam es so dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da saß, den Kopf auf die Brust niedersinken ließ und träumerisch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauschen in einem tiefen Grunde, und als steige er dort hinab auf dem verschlungenen weichen Waldpfade, unter dem sanften Säuseln und Rauschen hochstämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über seinem Haupte zusammenschlugen. Ja, er stieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu sehen, von dem ihm Kunde geworden, daß sie verschwunden sei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde sie ihm geraubt hätten, daß sie in Ketten und Banden schmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb stürmte er

haſtig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconſulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, ſondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er ſo allein dorthin eilte, unter den hochſtämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin ſchallenden Stimmen der treuen, engverbrüderten Geſellen. — — —

Aber ſie ſangen nicht ermuthigend, ſie ſangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Ja, er fand ſie nimmer, er durchſuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauſes, wo ſie einſtens gewohnt, er ſtieg die Treppen hinauf, bei den Fäſſern und Gläſern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hoſen — er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in deſſen Hintergrunde ſich eine ſpaniſche Wand befand, hinter welcher er ſeidene Kleider rauſchen und ein ſpöttiſches Kichern von weiblicher Stimme hörte — da mußte ſie ſein! Er blickte hinter die ſpaniſche Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er ſtand am Abhange eines jähen Felſens, und vor ſeinen Füßen ging es hinab wohl viele tauſend Schuh tief. Und da hinab mußte er ſchauen, beſtändig in Todesangſt, in die fürchterliche Kluft zu ſtürzen. Auch fühlte er ſich plötzlich an den Füßen gefeſſelt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptiſt Breiberg, mit großen Adlerfüßen verſehen, ihn

kreiſchend näher und näher umſchwebte und dabei in hohem Discante ſang:

So leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerſchönſten Saufcompagnie. —

Dieſes: „So leben wir" klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter ſeinem Rücken, es drang aus den Spalten des Felſens, auf welchem er ſtand, und ſchien auch da ſich hinab in den Abgrund zu verlieren.

„So leben wir, ſo leben wir," hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer ſie kamen, deſto mehr verloren ſie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbeſtimmtes Tönen und Klingen, das ſich in leiſes Rauſchen und Sauſen verwandelte, in ein Sauſen, wie es der Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeſte fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unſeren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er ſtarrte noch immer hinab, wohl ängſtlich, aber doch erwartend und hoffend. Und ſeine Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzuſteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieſer ganze Dunſt höher und höher ſtieg, klärte er ſich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar ſüße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor ſeliger Freude erzittern machten.

Ja, ſie war es, die Schöne, die er geſehen und welche einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie ſchwebte zu ihm empor, während ſich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine ſonnbeglänzte grüne, weiche Wieſe darſtellte mit dem friſcheſten Graſe, mit tauſenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. — Aber es war eine feuchte Wieſe, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenſcheins nicht allzu warm, denn ein Fröſteln überflog momentan ſeine Glieder, das ſelbſt die Nähe der Geliebten nicht zu verſcheuchen im Stande war.

Aber wie blickte ſie ihn ſo freundlich, ſo liebend an, wie hob ſie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! — Doch wie verzog ſie ihr liebes Geſicht, ernſt, ja traurig, als er auf ſie zuſtürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: „Wir werden uns wiederſehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwiſchen uns, den du nur löſen kannſt, wenn es dir gelingt, bei dem nächſten Male, wo wir uns wiederſehen, den Spruch des großen ſpaniſchen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszuſprechen! — Du kennſt ihn, dieſen Spruch," fuhr die feenhafte Geſtalt mit einem unausſprechlich ſüßen Lächeln fort. Und als er darauf ſtatt aller Antwort traurig mit dem Kopfe ſchüttelte, flötete ſie mit einer Stimme, wie ſie nur beſonders holde und edle Weſen in Romanen und bedingungsweiſe auch die guten Feen in den Märchen beſitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Troſtestropfen drauf!

Dann ſetzte ſie ſchmachtend hinzu: „Haſt du mich verſtanden, edler Don, und wirſt du den Spruch des großen Carabanzeros nicht vergeſſen?“

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer ſchönen Attitude, wobei er ſeine rechte Hand auf das Herz legte, zu verſichern, daß er ſie wohl verſtanden habe und daß es ihm ein Leichtes ſei, dieſen höchſt faßlichen und leicht auszuſprechenden Spruch des großen Carabanzeros bei der nächſten paſſenden Veranlaſſung zu wiederholen — da war ſie verſchwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaucht über die ſonnbeglänzte Wieſe hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an ſein Ohr ſchlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor dieſen profanen Tönen, die ſo pöbelhaft ſeine ſüßen Gedanken zerriſſen, raſch die Augen öffnete und um ſich blickte, ſah er vor ſich weder den Tiſch, an dem er vorhin geſeſſen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibſtein, noch die Geſichter der Brüder vom Dolchbunde. — Erſtaunt blickte er ſich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe ſchwarze Mauer, links dieſelbe, vorn ging eine ſchmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er ſich beſtürzt umwandte, entdeckte er hinter ſich ebenfalls eine hohe Mauer, in der ſich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne ſeines Stuhles ſtand.

Er hob ſein Geſicht ganz in die Höhe; wo konnte er ſein? Der Ort, wo er ſich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Ausſehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen.

Obgleich man oben den grauen Winterhimmel ſah, ſo war es doch hier unten, wo Don Larrioz ſaß, ziemlich dämmerig; auch ſonſt fühlte er ſich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, ſeine Füße ſtanden in Feuchtigkeit, und in ſeine Naſe drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb ſich die Stirn, doch konnte er ſeine Gedanken nicht klar machen und ſich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er ſie geſehen, die er nicht mehr vergeſſen konnte, daß er in den Bund zum Dolch aufgenommen worden ſei und daß er ſehr viel ſchäumendes Bier getrunken. — Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlaſſung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er ſich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die ſich in dieſem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieſes verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. — Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen ſein, Kunde zu erhalten von der Verſchwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenſchaft, das ſchöne Mädchen? Sollten ſie ſich vielleicht eines böſen Zaubers bedient haben, um ihn in dieſes Burgverließ zu werfen? — So etwas war ſchon mehr als einmal dageweſen. — — Aber ſo viel ſtand feſt bei ihm, was auch kommen mochte — Treue dem Bunde! — Treue der unglücklichen Geliebten! — Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen ſchien, vielleicht aus einem jener

kleinen, viereckigen Löcher in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: „Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mannhaft und bestens bestanden; stolz nennen wir dich den Unsrigen und werden entzückt sein, dich nächstens wieder zu sehen; für heute forsche unseren Schritten nicht nach, wir entschweben unsichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenso, vergiß die Losungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windspiel bezahlt. Lebe wohl!"

Und — „Lebe wohl!" erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder still war wie vorher und nur der Regen und Schnee leise niederrieselte.

Der Geist des langen Schreibers war noch so umnebelt, daß er aufmerksam jenen Worten lauschte und daß sich der Zorn, welcher Anfangs wegen Nässe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob sich von seinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um so die hier unten, wahrscheinlich vom Regenwasser, angesammelte Flüssigkeit im Interesse seiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er sich, von zu bestehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig seien, um in andere Bündnisse, zum Beispiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man sich stürzen, von Abgründen, in die man springen müsse, von todten Menschen, mit denen man in allerhand

fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erschien ihm die eben bestandene Probe sehr leicht gewesen zu sein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter sich einen Riegel zurückschieben hörte und sich umwendend die Thür geöffnet, sowie das süßlächelnde Gesicht des dürren Kellners sah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windspiel den Stuhl an sich, und als der Spanier diesem folgte, trat er in das Gemach, wo er sich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin gesagt, so waren alle Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verschwunden. Daß sie hier toll genug gehaust, sah man an den überschwemmten Tischen, an zerbrochenen Gläsern, sowie an den umgestürzten Stühlen. Don Larioz war noch froh genug, in diesem Chaos sein Bild unversehrt zu finden, welches der Kellner mit vorsorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Kosten verzeichnet standen, die bei seiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachsen waren und die jedes junge Mitglied nebst einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas bestürzt gewesen sein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und so viel Groschen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er seinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht so klar im Geiste, wie er sonst wohl zu sein pflegte; ihm sauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umschwung dieses Mühlrads brachte ein anderes Bild vor sein inneres Auge,— jetzt sie, die überall lieblich und neckisch durchblickte, dann die

Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unſchuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was ſie ihm ſo warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der roſtige Dolch des berühmten Meiſters Rubens, die ſchönen Formeln bei ſeiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr — denn daß er geſchlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden — dann wiederum ihr Bild, ſowie der Spruch des großen Meiſters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlöſen und befreien konnte aus aller Noth —

Trau, treue — —

Es war ihm doch ſo leicht erſchienen, ihn zu behalten, und jetzt ſtockte er ſchon am dritten Worte —

Trau, treue — — trau, treue — —

Doch wozu heute die Anſtrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze ſchon klar werden. Daß er ſeine Zeit heute Nachmitag gut angewandt habe, glaubte er ſich wohl ſagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauſes, und was die Verſchwendung der paar Thaler anbelangte, ſo war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. — Und wie dankbar war Windſpiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm ſeinen Mantel um, er reichte ihm das ſpaniſche Rohr und den Hut, er complimentirte ihn ſo liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gaſſe, er machte dort noch eine ſehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun end-

lich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggaſſe nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fenſterläden unſichtbare Zuſchauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts ſetze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie dahin wandle. So ſehr er ſich denn auch bemühte, dieſen Forderungen nachzukommen, ſo wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht ſonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, ſo befand er ſich ſchon nach hundert Schritten an der rechten Häuſerreihe, was ihm unbegreiflich erſchien und wobei er ſich mit ſehr großem Erſtaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er ſo nahe an ſie hingerathen, ohne Anſtoß zu umgehen. Aber ſeine Ausdauer ſiegte, und ſo hatte er denn bald die Burggaſſe hinter ſich, kam auch, indem er mechaniſch regelmäßig einen Fuß vor den anderen ſetzte, in die Nähe ſeines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finſteren Hof und nach einiger Anſtrengung auch die Thür ſeiner Schreibſtube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottſchalk beauftragt, ſeinem Schreiber zu ſagen, er müſſe ein wichtiges Geſchäft abgemacht haben, da er ſo lange ausgeblieben ſei. Mit dem beſten Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte ſich aber Herr Larioz keines wichtigen Geſchäftes erinnern, das er beſorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich ſeinen Prinzipal, den Rechtsconſulenten, auf ſieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu beſtellen habe, und um das nicht wieder zu

vergeſſen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, dieſe Commiſſion zu Papier zu bringen und auf den Tiſch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in dieſem Augenblicke nicht ſchreiben können, ſein Kopf war ihm zu ſchwer, ſeine Hand zitterte unſtät. Er ließ ſich an ſeinem Schreibpulte nieder, ohne die verwunderungsvollen und erſtaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottſchalk betrachtete. Er ſtützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüſten, ſchmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von ſeinem Platze aus gerade auf den feſtgetretenen Schutthaufen ſehen, in deſſen Rinnſalen das angeſammelte Regenwaſſer wie in kleinen Flußbetten niederſtrömte. Ihm ſchienen es in dieſem Augenblicke wirkliche Flüſſe zu ſein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem ſchmutzigen Hofe hinweg, ſchönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten ſich mit Gebüſchen; Roſen, Oleander und Orangenhaine erhoben ſich zu beiden Seiten; er ſah prächtige Landhäuſer mit ſpiegelblanken Fenſtern und an einem ſie, die ihm winkte, ſein Boot anzulegen. — Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin ſich der große ſpaniſche Magier Carabanzeros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberſpruch zu erlernen, den er vergeſſen: —

Trau, treue Trine — —

Ach, wenn dieſe ſüßen Traumgeſtalten nur nicht ſo häufig zerriſſen worden wären durch die proſaiſche Wirklichkeit, durch das ſchallende Zuſchlagen irgend einer Thür in dem großen

Gebäude, durch den Anblick und das Gekreisch eines alten Weibes, die einem herabgewehten Stück Wäsche in den Hof nachstürzte, und durch das Klatschen von Schnee und Regen, welchen die Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fensterscheiben der Schreibstube peitschte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sausen und Rauschen im Kopfe des Träumers selbst, das er vordem nie empfunden, bei dessen Getöne eine plötzliche Hitze über sein Gesicht flog! — Dann seufzte er tief auf und ließ seinen Kopf ganz auf das Pult niedersinken.

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geschmacke und dem bei den vielen Reisen des Erbauers Gesehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der schlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieser Wintergarten, bestehend aus einem sehr großen Glashause, befand sich seitwärts von dem Portal gegen Südost gelegen, stieß gegen das Haus zu an den kleinen Speisesaal und stand auf der anderen Seite mit den Gewächshäusern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, dessen vier Seiten durch rankende Gewächse und Pflanzen in Kübeln, sowie in den freien Grund gesetzt, vollständig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporstrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und so eigene reizende Wölbungen

bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwiſchen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren ſah. Die Decke des Glashauſes hatte ſo einfach als ſinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man ſelbſt bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu ſehen glaubte. Von dieſer Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerſt geſchmackvoll aus Holzſtämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken ſich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke ſpannten.

Vom Eßzimmer des Hauſes ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürſchwelle ſtehend, das ganze ſchöne Glashaus mit einem Blick überſehen konnte. Auf der erſten Langſeite befand ſich ein Springbrunnen, der ſein Waſſer zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume ſandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätſchernd wieder in das Baſſin hinabfielen. Gewöhnlich ſtanden die weiten Flügelthüren, welche in das Speiſezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in dieſem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauſes, ſowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demſelben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leſer dieſer wahrhaften Geſchichte berichtet, ſtanden die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt ſein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garnirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor ſah. Von gleichem Me-

tall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, ſtarkblättrigem Schilfe geformt, deſſen Blätter, in der Mitte ein Büſchel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe ſtiegen und Waſſerlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf ſah man in der Mitte unter dem Eßtiſch von hellem Eichenholz eine dicke perſiſche Vorlage mit den unbeſtimmten, dunklen und doch ſo eleganten Deſſins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand ſich ein Kamin von jenem bekanntem bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italieniſchen Marmor, und über demſelben ein koloſſaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, — das Einzige, was in dieſes Zimmer als Speiſeſaal nicht recht zu paſſen ſchien. Und doch that ſich Baron Breda auf die Anbringung dieſes Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte ſich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens ſo täuſchend, daß man mitten im Grünen zu ſitzen glaubte, um ſo mehr, als das Gemach, nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgeſtorbene Landſchaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, ſowie im Eßzimmer, herrſchte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte faſt ſagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätſchern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leiſe Zwitſchern eines Sperlings, von denen ſich ein paar unbefugterweiſe eingeſchlichen hatten und es ſich nun hier ſehr wohl ſein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die ſchon längere Zeit im

Glashause geherrscht, dadurch sehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speisesaal entgegengesetzten Ende mit einem Male eine menschliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Augustin gemüthlich und ohne Uebereilung vor sich hinpfiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätschern des Brunnens gewissermaßen sehr komisch klang; auch schallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen schien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepfiffen, fing er sie wieder von vorn an und hätte das möglicherweise, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortsetzen können.

Mittlerweile hatte sich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hause in das Speisezimmer führte, und der kleine Jockey war eingetreten, auf dem Arme Tischzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentisch legte und darauf den runden Eßtisch, der in der Mitte stand, sammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein lustiges Feuer loderte. Dann schloß er den großen Eichenschrank auf, der sich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tisch und stellte zwei vollständige Couverts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte sagen, finsterer Miene, wobei er, so oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was sehr häufig geschah, einen forschenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn diese Forschungen nicht vollkommen zufrieden stellen, denn seine Miene verfinsterte sich immer mehr; auch gab er sich gewaltige Mühe, seine Figur etwas größer erscheinen zu lassen, zu welchem Zweck er sich fast die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tisch gedeckt und nahm einen kleinen silbernen Präsentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke

ſtand, ſetzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und ſtellte ſich auf dieſen, ſo daß er wenigſtens drei Viertel ſeiner kleinen Figur in dem Spiegel ſehen konnte. Hierauf bemühte er ſich, den Teller mit dem Glaſe mit einer graziöſen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präſentiren. Er machte zu dieſem Zwecke mehrere Verſuche, die er aber ſelbſt alle als nicht gelungen zu betrachten ſchien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog ſich ſcharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und ſeine Mienen einen gewiſſen unbeugſamen Stolz, aber ſehr mangelhaft, auszudrücken ſuchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab ſeinem Körper, namentlich Bruſt und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig ſenkte, als wolle er ausdrücken: ſtolz kann ich ſein, wo es mir nothwendig erſcheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrſeite betrachtete er ſich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf faſt krampfhaft verdrehte. Alle dieſe Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komiſches; man ſah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er ſich nebenbei ganz allein glaubte, ſo ließ er ſich vollkommen gehen und nahm eine Poſition wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis ſie ihm als gelungen erſchien. Alsdann bewegten ſich ſeine Lippen, und er bot irgend einem unſichtbaren Gaſte auf die zierlichſte Weiſe das leere Glas.

Dieſer Moment aber war ſo drollig und ſo zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leſer gewiß nicht un-

gerechtfertigt erſcheint, wenn ſich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichſt überraſchte Jockey im erſten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Luſtigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich ſprang erſchrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er ſich ſchnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er dieſe feſt verſchloſſen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas ſtand auf dem Kübel, in welchem eine rieſenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter und Zweige gedeckt, er ſelbſt unbemerkt alles hatte ſehen können, was ſich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging ſein Schrecken in heftigen Zorn über; er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Mit Euren ewigen ſchlechten Witzen und verfluchten Späherein. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigſtens das Glas da.“

„Das will ich dir zugeben, Friedrich,“ entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. „Aber komm her, ſtell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir ſehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.“

„Ich habe aber keine Faxen gemacht,“ verſetzte verdrießlich der Jockey, „und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel ge-

ſtanden hätte, ſo würde ich doch zu discret ſein, um anderer Leute Thun und Laſſen zu belauſchen."

Der Gärtner klappte ruhig ſein Meſſer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeſchnitten, dann ſagte er kopfnickend: „Höre, Friedrich, du biſt ein ganz verfluchtes Bürſchlein; du weißt ſchon, was du thuſt und treibſt, und wenn du vor dem Spiegel ſtehſt und irgend eine ſchöne Stellung annimmſt, ſo braucht man dir wahrhaftig nicht zu ſagen, warum du das thuſt. — O du Pfifficus!"

Der kleine Groom warf ſich in die Bruſt, und obgleich er ſich noch immer bemühte, finſter auszuſchauen, ſo flog doch ein leiſes Lächeln über ſeine Züge.

„Aber Scherz bei Seite!" fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und ſich an die Thüreinfaſſung des Eßzimmers lehnte. „Du haſt es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Geſtalt, ſo biſt du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. — Apropos!" ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, „haſt du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?"

„Wie ſo? — Was ſolls?" fragte der Andere barſch. „Was geht mich die Nanette an!"

„Der Teufel auch, wie du ſprichſt!" erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung. „Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders."

„Was ſoll mir die Nanette?" entgegnete ſtolz der Reitknecht; „das iſt ein hoffärtiges, naſeweiſes Ding, eine unnütze Perſon, die nicht gewußt hat, wie hoch ſie ſich im Werthe

anſchlagen ſoll, die ſich einbildet, auf einen Reitknecht herabſehen zu können. Wir ſind vollkommen fertig mit ihr."

„Du handelſt raſch, Friedrich," verſetzte Andreas ſcheinbar mit großem Ernſte. „Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerſt hat ſie dich links liegen laſſen, und das ging dir ſehr zu Gemüthe; jetzt vergiltſt du ihr Gleiches mit Gleichem, und ſie iſt total unglücklich. — Ja, total unglücklich," wiederholte er in beſtimmtem Tone. „Wie geſagt, du biſt ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!"

Damit wandte er ſich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und ſprach dabei ganz gleichgültig: „Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der ſoll's verſuchen; die Naſe hoch, vor ſich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweiſe nicht ſieht, bis er hineingeplumpt iſt, und dann erſt wird er ſchreien: Andreas, hilf mir! — Ja, proſit die Mahlzeit! Da ſinge ich, wie es in dem alten Lied heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!"

Nach dieſen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder ſein Lied vom lieben Auguſtin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achſeln, indem er ſagte: „Ich habe Augen, um zu ſehen, was mir vor der Naſe liegt."

Obgleich er aber anfänglich ein entſchloſſenes Geſicht machte, ließ er doch, als ſei ihm ein betrübter Gedanke ge-

kommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte ſich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den ſilbernen Teller und das Glas auf den Tiſch geſtellt.

Andreas ſtand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und ſuchte ſo eifrig nach welken Blättern, pfiff auch ſo hartnäckig ſeine Melodie vor ſich hin, daß er unmöglich bemerken konnte, wie Friedrich ſich auf den Rand eben dieſes Kübels ſetzte; ebenſo begreiflich war es, daß der Jockey etwas ſagte, was der Andere gar nicht zu hören ſchien.

„Ihr wollt ein guter Freund ſein," rief endlich der kleine Mann ärgerlich; „iſt das Freundſchaft, wenn man Einem ſo einen bösartigen Brocken hinwirft, woran er erſticken könnte, und dann davon läuft und Einen ſtehen läßt?"

„Habe ich dir einen ſolchen Brocken vorgeworfen?" fragte verwundert der Gärtner. „Habe ich dir was Verdrießliches geſagt? Nicht daß ich wüßte!"

„Doch, doch! Ihr ſpracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuſchreite, in den ich ſtürzen müſſe. Eigentlich," fuhr er in hochmüthigem Tone fort, „verſtehe ich das wahrhaftig nicht; — aber," ſprach er nach einer Pauſe und nachdem er heftig geſchluckt, „wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, ſo würde ich ihm ſagen: Da, nimm dich in Acht, geh bei Seite!"

„Und das ſoll ich dir wohl auch ſagen?" erwiderte der Gärtner mit ſcharfem Tone. „Damit der hochmüthige Herr Friedrich ſich ſo — in die Bruſt wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu ſehen, was vor meiner Naſe liegt."

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

„Also von Abgründen soll ich mit dir reden?“ fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. „Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so ein bischen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!“

„Muth habe ich schon,“ sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. „Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was Ihr mit dem Abgrunde meint.“

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und sprach, indem er nicht nur die Worte, sondern auch den Ton der Stimme seines Gegenübers nachäffte:

„Aber vor allen Dingen laß mich hörn, was hast du mit dem Kammerdiener François zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffst und mit dem du gestern Abend hinter den Gewächshäusern eine halbe Stunde lang parlirtest? — Bist du nicht ein leichtsinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er sei hier oben vernagelt?“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an seine eigene Stirn schlug. „Das muß der Herr Baron erfahren, und du sitzest vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.“

„Ich hätte den François gesprochen?“ rief Friedrich mit erkünsteltem Erstaunen, „den Kammerdiener vom Gute draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrschaft und mit vollem Rechte verhaßt ist?“

„Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrschaft und mit Recht verhaßt ist,“ wiederholte der Gärtner in sehr nachdrücklichem Tone, „den hast du gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen!“

„Da wollte ich doch schwören auf alles, was Ihr wollt!“ rief der kleine Jockey eifrig. „Nein, so was müßt Ihr mir nicht nachsagen!“ Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

„O, Bürschlein, Bürschlein!“ versetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand — in der rechten hielt er das Messer — vor dem Gesichte des Andern hin und her fuhr. „Du willst da schwören und zwinkerst doch mit den Augen, wenn ich dich fest ansehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich gestern mit dem François sprechen sah? Wenn ich mit diesem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm sagte: So und so, gnädiger Herr, wahr ist es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conspiratirt mit dem François gegen die Herrschaft. He, Sohn, was dann? Da kannst du auch hingehen und Bierwirthschafts-Kellner werden, wie dein Bruder im Reibstein in der Burggasse.“

Während der Gärtner so sprach, hatte der Groom finster vor sich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen auf einander, und eine seltene Entschlossenheit zeigte sich auf seinen Zügen; auch glänzten seine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: „So, Ihr habt

einen Zeugen, der mich gesehen? Nun, dann ist mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, so thut es der Andere, der, wie Ihr sagt, mich gesehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringste sagen, so unschuldig es auch sein mag, nicht das Geringste." — Er machte eine heroische Handbewegung.

„Du bist und bleibst ein Kindskopf," sagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. — Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von seinem Messer und fuhr alsdann fort: „Und doch bist du ein schlimmer Geselle; denn wenn du glaubst, ich sei im Stande, dich von einem Andern belauschen zu lassen, so wärst du in der That fähig, es mir so zu machen. — Also, daß du mit dem François gesprochen, gibst du zu?"

„Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr ist!" rief der Reitknecht. „Allerdings sprach ich gestern Abend mit Jemand hinter den Gewächshäusern, aber das war der Jäger Klaus."

„Kann dieser verdorbene Bursche lügen!"

„Ich schwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen," sagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

„Auch gesprochen, du Spitzbube!" versetzte der Gärtner. „Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir sagen, wie die Sache sich begeben, und da wollen wir sehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. — Du standest gestern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und sprachst mit François; da hörtet ihr Schritte, der François retirirte sich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geselle, wie du bist,

pfifft ruhig: So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage! — He, weiß ich Alles?“ — Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge pfiffig gegen Friedrich. — „Und du thateſt, als wenn du nach den Ställen gehen wollteſt.“

„Das Letztere iſt vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen.“

„Unterwegs trafſt du Klaus?“

„Ja, ich traf Klaus, das heißt, ich traf ihn nicht, ſondern als ich ſah, daß er mich vermeiden wollte, da ſagte ich ihm: guten Abend, wie geht's? und ging meiner Wege.“

„Und trateſt zu dem ſauberen François hinter das Camelienhaus?“

Der Reitknecht zog ein ſpitzes Maul und zuckte mit den Achſeln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte ſein Meſſer zu, dann ſprach er ruhig: „Ich will dir was ſagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willſt, auf welches du zuduſelſt, ſo kann es mir ſchon recht ſein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtſinn haſt du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wiſſen will, was du mit dem François verhandelt — Gott ſoll mich bewahren! dafür iſt mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willſt, ſo ſagſt du mir zu deinem eigenen Beſten, wer mit Klaus ſprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war — du weißt es, du haſt ihn beobachtet.“

Der kleine Jockey verſuchte es, ein ſchmerzliches Geſicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimaſſe, wie ſie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patſchte er mit der Hand auf ſein

Herz und ſagte mit affektirter Rührung: „Das hat mich erſchüttert.“

„Ja, ich habe beim Nachteſſen geſehen, daß es dich erſchüttert hat. Haſt du doch geſeufzt, daß Alle aufmerkſam wurden, und daß ſelbſt die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hätteſt?“

„Ich hatte auch geſtern ein Herzleiden,“ entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholiſchem Tone. „Seht Ihr, Andreas,“ fuhr er redſeliger fort, „es thut weh, wenn man ſo bittere Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund ausſprechen zu können. Und Ihr ſeid doch mein Freund, nicht wahr, und ſchwört mir unverbrüchliches Stillſchweigen?“

Jetzt hatte der ſchlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Waſſer aus einer geöffneten Schleuſe, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegendrucks, um es im Augenblicke darauf ſtärker hervorquellen zu machen. Deßhalb ſprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anſtalten machte, von dem Kübel herabzuſteigen: „Du weißt, ich ſchwöre nicht gern, und es iſt auch nie meine Art geweſen, mich in anderer Leute Geheimniſſe einzudrängen. Wenn Jemand kein Vertrauen zu mir hat, ſo ſoll er es bleiben laſſen, dann brauche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben.“

„Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte ſchon mit Euch geſprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch ſo gut wie gar nichts dahinter iſt.“

„Na, na!“ entgegnete der Gärtner, „davon ſpäter! Ich ſage dir, die Sache iſt ernſt genug.“

„Ja, es hat mich auch überraſcht und ſchmerzlich berührt,“ erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geſchluckt. „Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu ſchaffen? Und was hat — — das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?“

„Das gnädige Fräulein?“ rief ungläubig lachend der Gärtner. „Höre, armer Burſche, du ſiehſt das gnädige Fräulein überall. — Das gnädige Fräulein — ah bah! Wo haſt du denn deine Augen gehabt?“

Er zuckte aufs Auffallendſte mit ſeinen Achſeln und ſtieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch dieſen Widerſpruch augenſcheinlich gereizt, verſetzte Friedrich in ſehr beſtimmtem Tone: „Meine Augen hatte ich bei mir, und die ſehen ſehr gut; auch mögt Ihr die Achſeln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, ſo iſt doch wahr, was ich ſage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hauſe kam, gerade ſo, als habe ſie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann ſprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang.“

Andreas ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauernden Blick auf Friedrich warf: „Was ſoll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu ſchaffen haben? — Narrenspoſſen!“

„Das will — das würde ich Euch ſagen,“ verbeſſerte ſich plötzlich der Jockey, „wenn ich es nämlich wüßte.“

Bei dieſen Worten betrachtete er aufmerkſam das Blatt

der Sparmannia, welches er zwiſchen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner ſteckte die Hände in die Seitentaſchen ſeiner Jacke und entgegnete: „Nun ja, angenommen, du hätteſt richtig geſehen — es wäre wirklich das gnädige Fräulein geweſen, welches mit dem alten Jäger ſprach, was wird die ganze Geſchichte ſein? — Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.“

Friedrich ſchüttelte pfiffig lächelnd den Kopf und erwiderte nach einer kleinen Pauſe: „So iſt es nicht; es muß etwas ganz Anderes geweſen ſein.“

„Das hat dir François geſagt?“ fragte raſch der Gärtner, worauf der Andere ſich ſcheu umſah und dann haſtig mit dem Kopfe nickte.

„Ei, ei! — hm, hm!“ machte Andreas, während er die Arme über einander ſchlug und zu Boden blickte. „Das iſt eine verwickelte Sache, die überlegt ſein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir haſt — und ich rathe dir als Freund, welches zu haben — ſo wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrſchaft darüber weiter ſprechen. — Jetzt iſt nimmer Zeit dazu,“ fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. „Hörſt du, dort kommen die Pferde.“

In der That vernahm man in dieſem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppſchlag anſprengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor ſich im Hintergrunde des Gewächshauſes, und Friedrich, der Jockey, verſchwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erſchien der Baron Breda an der

Seite Eugeniens am Eingangsthore des eleganten Hauſes. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog ſich der Baron im Sattel gewandt zu der ſchönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die ſich verwirrt hatten, worauf er ihr dieſelben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord ſtrebte ſo ſtark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weßhalb ſie ihn lachend mit der Reitpeitſche berührte, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauſes hielt. Und das gewährte bei dem feſten Sitze des ſchönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda ſchwang ſich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte ſie mit einem beinahe finſteren Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte ſich an der Eingangsthür zum Glashauſe eingefunden und öffnete dieſelbe, um die Beiden einzulaſſen.

Eugenie ging voraus, und als ſie ſo leicht und graziös zwiſchen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erſcheinung ſehen. Das ſchwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die ſchlanken und doch ſo vollen Formen ihres Körpers. Und wie ſie die Schleppe deſſelben ſo natürlich und hübſch mit der linken Hand trug! Dabei ſchien ſie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu ſein; denn ſie blieb bald hier, bald da ſtehen, ſtrich leicht

mit den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte sich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

„Du mußt aber gestehen, Onkel George," sagte sie alsdann, indem sie stehen blieb und sich gegen den Baron umwandte, „daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu sein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshause so außerordentlich wohl."

„Ja, wir sind ein wenig scharf geritten," entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Gesicht des jungen Mädchens blickte, dessen Augen förmlich leuchteten. „Aber geh in deine Zimmer, Kind," fuhr er besorgt fort, als er sah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlassen. — „Nein, nein," setzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß sie ihren Hut abnehmen wollte, „das darfst du jetzt nicht thun; dazu ist es doch zu kühl hier, du wirst dich jedenfalls erkälten."

Dabei hatte sie aber schon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn schelmisch lächelnd gegen ihren kopfschüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernste Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Gesichte auf und ab, so daß Schneeflocken und Wassertropfen, die sich am Rande angesammelt hatten, auf ihr dickes schwarzes Haar flogen, sich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den schönen Kopf des jungen Mädchens wie eine frisch blühende, dunkelglühende, mit Thauperlen besäete Rosenknospe erscheinen ließen.

Der Baron ſchaute eine Sekunde nachſinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und ſagte, indem er eine ernſte Miene anzunehmen ſuchte: „Du biſt ein ſchrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß ſich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn ſtatt daß du einem guten Rathe Folge leiſteſt, begehſt du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du ſpritzeſt dir Waſſer und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante iſt zu nachſichtig und ich — ſehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht.“

Eugenie hatte bei dieſen Worten aufmerkſam mit den großen Augen das Geſicht ihres Onkels betrachtet, und wenn ſie etwas auf demſelben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgeſehen, ſo würde ſie das gewiß tief betrübt haben; da ſie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernſtlich gemeint war, ſo machte ſie einen tiefen ſchelmiſchen Knix und ſprang davon, indem ſie zurückrief: „O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn ſonſt zankſt du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt.“

Dahin flog ſie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte faſt den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verſchwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron ſchritt ihr kopfſchüttelnd nach, und als er ſie ſo durch die Geſträuche dahin ſchlüpfen ſah, war ihm das junge Mädchen, obgleich ſie erſt vor Kurzem in ſein Haus gekommen, doch gerade hier in demſelben durchaus keine fremdartige Erſcheinung; es war ihm, als ſei ſie von Anfang an

da geweſen, und als gehöre ſie ſo zum Ganzen, daß dieſes nicht ohne ſie beſtehen könnte. Freilich lächelte er ſelbſt über ſeine Phantaſieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens ſpazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher leſen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, indem ſie ihn über die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, dieſe aber oft beſſer wußte, als er? — Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien ſpazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß ſich das junge, ſchöne Mädchen dort in die Ecke ſchmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauſpiel im Schauſpiel.

So dachte Baron Breda, als er langſam durch den Wintergarten und den Eßſalon nach ſeinem Zimmer ſchritt. Gewiſſermaßen aber hatte er ein Recht, ſo zu denken; denn erſt ſeit das junge lebhafte Mädchen im Hauſe war, wurden die ebengenannten Gegenſtände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'ſche Loge im Opernhauſe in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; ſchienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuſer nur eben dazu eingerichtet zu ſein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßſalon nur höchſt ſelten bei kleinen Diners, welche der Hausherr ſeinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hauſe war, viel zu Pferde auswärts war, ſo vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauſes; denn wenn er alsdann zurückkam, ſo ſtieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte ſich alsdann, ſo leiſe wie möglich die Treppen hinauf nach ſeinen Zimmern oder denen

ſeiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten ſich früher Herrſchaft und Dienerſchaft geſcheut, in dem Hauſe das geringſte Geräuſch zu machen; letztere ſprach nur flüſternd zuſammen, und die erſtere gab auch höchſt ſelten einen lauten Ton von ſich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herrn und Frau von Breda viel geſprochen, was eigentlich begreiflich iſt, denn ein Diner zu Zwei iſt nur in Ausnahmsfällen amuſant und wird gewöhnlich von der Langenweile ſelbſt bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen luſtig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette verſichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er ſich draußen in ſeine langen Ohren, damit es ihm nicht einmal paſſire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einſchlafe und umfallend ſeinen eigenen Kopf auf der Schüſſel präſentire.

Bei alle dem aber kann man nicht ſagen, daß Frau von Breda, in deren Weſen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauſes ſuchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende Frau geweſen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildſamen Geiſte hatte ſie eine vortreffliche Erziehung genoſſen, redete und ſchrieb verſchiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beſchäftigte ſich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunſt und Literatur; ſie las faſt den ganzen Tag, ohne daß ſie es liebte, ſich über das Geleſene auszuſprechen, woher es auch wohl kam, daß ſie ſich gern in ſich ſelbſt zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher ſie von dem aufmerkſamen Gatten nicht geſtört wurde, und ſo eine Atmoſphäre, die zuweilen faſt an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit seiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schwester mit Kummer und Besorgniß erleben, daß ihre jüngere Schwester, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein schlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen besessen, so hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollste Art gewirthschaftet, worin sie von ihrem alten schwachen Manne, wenn nicht unterstützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für seine verschiedenen Sammlungen hatte, mit denen er sich aufs eifrigste und als Kenner beschäftigte, während er sich bei dieser Beschäftigung für den Gang des Hauswesens weder interessirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schwester waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich diese wohl einsah, daß sie ein Leben wie das ihrer Schwester, selbst mit den größten Aufopferungen ihrerseits, nicht zu erhalten vermöge, so ließ sie sich doch bewegen, immer und immer wieder, selbst mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müssen. Da hatte sie sich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerst zuverläßig in Geschäftssachen bekannt, sowie um seines festen Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm seine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente diese Benennung nur, wenn er im Sattel saß; denn da war ihm kein Wagestück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt

wurde oder wenn er ſelbſt in ſeinen vielen Freiſtunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier ſchon von ihrem elterlichen Hauſe her, wo ihn ihr Vater gern geſehen und protegirt hatte. Auch hatte George beſtändig eine gewiſſe Zuneigung — man konnte ſie eine brüderliche nennen — für die beiden Schweſtern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und ſeine Ermahnungen mit der Frage ſchließen zu dürfen, wohin das verſchwenderiſche und ausſchweifende Leben denn eigentlich führen ſolle? Wenn ſie auch ihrem Prediger in der Wüſte, wie ſie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und ſeine Angriffe geiſtreich und gewandt parirte, ſo war er doch im Stande, ſie ernſt zu ſtimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, ſie auch vielleicht zu guten Vorſätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächſten Stunde darauf ſchon alle wieder vergeſſen waren. — „Ja, es iſt ein Unglück," pflegte ſie dann wohl zu ſagen, „daß guter Rath oft zu ſpät kommt und daß man Geſchehenes nicht ungeſchehen machen kann. Sie hätte ich heirathen ſollen, lieber George, dann wäre wahrſcheinlich Alles, Alles anders gekommen."

„Das wäre vielleicht möglich," hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; „entweder hätte ſich Ihr Leben anders geſtaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden."

„Das Letztere erſcheint mir glaubwürdiger," erwiderte ſie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn ſie darauf in tiefes Nachſinnen verſunken war, ſo hatte er ſeinen Hut genommen und ſich empfohlen.

Auch die ältere Schweſter, deren ruhigen und ernſten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, ſah er häufig bei

Beſuchen, die er ihr machte, oder in Geſellſchaften und auf Bällen, die ſie mit einer alten Tante beſuchte. Bei ſolchen Veranlaſſungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für ſie geweſen; er liebte es, ſich in Geſellſchaften mit dem, wenn auch ältern, aber geiſtreichen Mädchen ſtundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewiſſe Touren lange Zeit ihr Tänzer geweſen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Partieen hatten ſich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr dieſe nicht annehmbar erſchienen ſein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei dieſen delikaten Angelegenheiten fragte ſie George häufig um ſeinen Rath, den er ihr auch in ſeiner kurzen und treffenden Weiſe bereitwillig gab, — eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entfernteſten an eine Verbindung zwiſchen ihnen ſelbſt gedacht.

Da geſchah es, was wir ſchon oben angedeutet, daß ſie ihm eines Tages die Lage ihrer Schweſter genau aus einander ſetzte und nicht unterließ, ihm dabei zu ſagen, wie ſie vorausſichtlich wohl in den Fall kommen könne, ihre eigene Exiſtenz wenn auch nicht zu opfern, doch ſehr zu ſchmälern, um ihrer Schweſter zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr ſelbſt ſowohl als ihrer Schweſter ſchon häufig geſagt, und hatte es ſchließlich für rathſam gefunden, einen Geſchäftsmann aufzuſuchen, dem ſie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewiſſen Bedingungen übertrüge, wobei ſie ſich freilich verbindlich machen müſſe, in Betreff ihrer Schweſter nichts

gegen den Rath dieſes Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenſchaften, die er eigentlich haben müſſe, wohl ſehr ſchwer zu finden ſein dürfte.

Dieſe Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlaſſen und ſein Pferd beſtiegen, war er im langſamſten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in ſeine Wohnung geritten — ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigſte grüßte, gewaltiges Kopfſchütteln hervorgebracht hatte.

Dieſes Kopfſchütteln aber vergrößerte ſich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erſtaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derſelbe in den nächſten Tagen bei ſeinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumſchickte und darauf ſeinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in ſehr trockenen Worten ſagte, er wiſſe wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe ſtehe, verſchiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, ſich im Ausdrucke dieſer Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er ſich auch in dieſem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverläßiger und treuer Kamerad zu bleiben, ſo ſei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringſte unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieſer Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder ſtand er ſo hoch in der Achtung ſeiner Bekannten — und wir glauben das Letztere — daß man die Motive zu ſeiner allerdings etwas überraſchenden Verbindung ehren und anerkennen zu müſſen glaubte — genug, die Sache war abgemacht, und als

Baron George von Breda ſich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann ſchon lange vorher um dieſe Verbindung gewußt und ſei vollkommen damit einverſtanden.

Daß ſie in jeder Hinſicht gelungen ſchien, glauben wir auch unſererſeits berechtigt zu ſein, dem geneigten Leſer zu ſagen. Der Baron übernahm das Vermögen ſeiner Frau, brachte alles, was unter der ſchwächeren Hand derſelben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, ſetzte ſich auch ein- für allemal mit ſeiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf ſo großmüthige Art, daß dieſe ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun, reich geworden, wenn man will, für ſich that, war der Bau des reizenden Hauſes vor den Thoren der Stadt, deſſen Pläne er ſchon lange vorher mit Liebe und Umſicht angefertigt hatte. —

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlaſſen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgeſtiegen waren, herrſchte hier unten wieder dieſelbe Stille, wie wir ſie zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey aſſiſtirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der ſich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshauſe zurückgezogen, ſaß hier auf den Stufen einer Blumenſtellage, ſein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken verſunken.

Was doch ein Menſch vor dem anderen in dieſer Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhauſe kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da iſt es doch gerade, als ſei eine Prinzeſſin ein-

gezogen. Ja, ſo ein ſchönes Geſicht, das kann doch Alles durchſetzen; daß wir alle ſammt und ſonders hierhin und dorthin ſpringen müſſen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, iſt leider Gottes begreiflich; denn ein Diener iſt nun einmal ein Diener und muß ſich nach den Launen ſeiner Herrſchaft fügen; daß aber dieſe Herrſchaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er ſein Meſſer bis ans Heft in das Brod ſtieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen abſehen kann, das iſt doch unbegreiflich und noch gar nie dageweſen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu ſehen, wie er mit dem Kinde — ſo nennt er ſie freilich — umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! — Eugenie, du wirſt dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn iſt ganz heiß — hahaha! ja proſit die Mahlzeit — erkälten! Nun, das wird mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür iſt mir gar nicht bange. — Aber weil ſie alles Recht im Hauſe hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt ſie ſich auch heraus und bekümmert ſich um meine Angelegenheiten. Daß ſie was von der Gärtnerei verſteht, daran iſt leider Gottes ihr verrückter Papa draußen ſchuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkäſten und in mein Inventar zu ſchauen, das möcht' ich wiſſen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm laſſen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann ſchon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs iſt; was verſteht ſo Eine davon! — Na! paſſe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinſen ſollſt du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbſtgeſpräch zu Ende, und Andreas hätte wahrſcheinlich wieder den lieben Auguſtin vorge-

nommen, wenn er ſich nicht ſelbſt in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufſtehen von der Stellage herabgeworfen, ſo mit dem Fuße von ſich ſtieß, ſtatt es aufzuheben, daß der Blumenſcherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, deſſen er ſoeben in ſeinen Betrachtungen ſo liebreich gedacht, zufälligerweiſe in dieſem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlaſſung würde ſie ſich wahrſcheinlich achſelzuckend entfernt haben, aber dieſer ſo muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit einem Male eine ſo trübe Erinnerung in ihr hervor, daß ſich ihr Geſicht mit glühender Röthe übergoß, die gleich darauf einer tiefen Bläſſe Platz machte; ja, ſie zuckte ordentlich zuſammen und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Ah, Andreas, das iſt nicht ſchön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie ſo muthwillig den Blumenſtock? Das thut mir weh; ich kann das nicht ſehen.“

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erſchrecken auf ſeinem Geſichte ſehen zu laſſen; vielmehr warf er ſpöttiſch den Mund auf, war aber doch klug genug, ſeine Worte mit dieſer Geberde nicht in Einklang zu bringen, ſondern ſagte: „Ja, das iſt ſo ein Unglück, wie es Einem wohl paſſiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite ſetzen wollen, und da iſt er mir zu meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geſchadet, die wollen wir gleich wieder einſetzen.“

Eugenie zog ſich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und

ſo that, als betrachte er aufmerkſam die Schäden, die daſſelbe allenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor ſich hinmurmelte: „Gelt, hätteſt am Ende gern nach einem Stocke geſehen, kannſt nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl ſein, mein Schatz, aber wir hier ſind kein François, und was du zu Hauſe gethan, wirſt du hier, hoffe ich, unterlaſſen.“

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er ſie haſſe, er, gegen den ſie, wie gegen Alle im Hauſe, freundlich und höflich war, ja, hätte ſie nur den hundertſten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über ſie zu Tage kamen, wer weiß, ob ſie nicht im ſelben Augenblicke heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht ſie umgab, wo ſie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloſes himmliſches Bild erſchien, wo ſie friedlich abgeſchieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte ſie lange, lange droben am Fenſter ſtehen und hinüber ſchauen nach der breiten Landſtraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabſank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte ſie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfing, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte ſie dahin mit geflügelten Schritten! Wie ſchlug ihr Herz höher, als ſie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als ſie in die Arme ihrer

Mutter sank und sanft schluchzend sagte: Da bin ich wieder! — Sie wußte wahrhaftig nicht, woher ihr oft diese eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem sie gesehen, daß sich Alles im Hause noch an seiner alten Stelle befand, als sie auch den Vater umarmt und begrüßt, der sie herzlich willkommen hieß, obgleich er seine Augen nur flüchtig von dem kleinen römischen Kruge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, — als das alles von ihr geschehen war, da eilte sie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn sie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verschwunden, hinabblickte, dann fuhr sie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo sie so gern gesessen; war doch der Wald entlaubt, so daß man weit, weit hinein schauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptstraßen sah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, so träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine fast unbezwingbare Sehnsucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo sich die nackten Aeste fröstelnd vor dem strengen Winter beugten; wo der Boden naß und schlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft sausten. Was sollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfingen, sich mit dem unaussprechlich schönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erscheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte

ſie nicht denken, und wenn ſie doch daran dachte, ſo preßte ſie ihre Hand ſeufzend auf das Herz. — —

Tante Breda ſaß bereits im Eßſalon, als Eugenie eintrat; ſie hatte ſich neben dem Kamin niedergelaſſen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düſteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens ſchoß und den dieſe vergeblich in einen heiteren umzuwandeln verſuchte.

„Ihr ſeid heute nicht lange ausgeblieben," ſagte die Baronin gutmüthig. „Nun, ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, iſt es ſehr geſund. Du, von jeher an die friſche Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßteſt dir ja in den umſchloſſenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. — Ja, ja," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während ſie ſich in ihren Seſſel zurücklehnte und den Kopf in die Hand ſtützte, „ſo ſind die Charaktere verſchieden. Ich kann dich verſichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieſer umſchloſſene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich ſeine Räume faſt erſchrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer."

„Das iſt wahr, liebe Tante," erwiderte das Mädchen, „Sie ſind gern allein bei ſich, ſo gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin ſagten, daß ich das Freie, Uneingeſchränkte liebe; war ich doch ſchon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich ſo gern nannten."

Sie hatte ſich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als ſie ſah, daß die Tante

aufwärts blickte, beugte sie sich so tief herab, bis sie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

„Ja, ja," sprach diese, indem sie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, „du warst von jeher mein lieber Wildfang und bist es auch geblieben, und ich habe dich so recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen schlagen. Ist es doch selbst eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die sich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter sanften, angenehmen Schlägen entfalten wird."

Frau von Breda hatte dies so leise gesprochen, daß Eugenie es kaum verstand; doch bemerkte sie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Gesichte ruhen ließ, wie gut sie es mit ihr meine.

„Da setze dich zu mir her, du kleines Kind!" sagte Tante Breda, wobei sie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil stand. „Gleich werden wir unser Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du eben sowohl müde wie hungrig bist. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht schonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt sich schon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat."

„O, ich komme schon nach, liebe Tante," versetzte Eugenie lächelnd; „er hat mir ja ein gutes, sicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas rasch dahin, und diese Spazierritte machen mir in der That viel Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß sein darf, daß es Ihnen angenehm ist."

„Haſt du daran gezweifelt?“ fragte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Geſichte des jungen Mädchens ruhen.

„Ja, ich habe mir wohl ſchon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hauſe hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen läſtig werden. Ja, meine gute, gute Tante,“ ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, „oft habe ich ſchon gewünſcht, mein Charakter wäre ſo ſtill, ſo ruhig, ſo liebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer ſein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch ſo jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante.“

„Daran thäteſt du ſehr unrecht,“ entgegnete die Baronin, „gewiß, ſehr unrecht, und erzeigteſt mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang geſehnt und deine Mutter beneidet, daß ſie ein ſo lebensfriſches Herz, wie das deinige, um ſich hat, ſo ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht ſie dich nicht ſo nothwendig, da ſie immer noch mit tauſend Fäden an der äußeren Welt feſthängt, da ſie ſelbſt lebhaft und unruhig iſt und vielleicht viel eher ein ſanftes und ſtilles Gemüth zu ſchätzen wüßte. Mir biſt du aber mit deinem duftigen, heiteren Weſen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir eintrittſt und mir von der lärmenden Stadt erzählſt, von der ſchneebedeckten Landſtraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfaſſe, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, ſie mit anzuhören, ſo iſt es mir gerade, als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt

und in der Gesellschaft zerstreut waren, erst wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unserem Hause gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wärest, so würde mir die Stille und Ruhe unseres Hauses, die ich sonst so gern hatte, recht drückend erscheinen.

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die spielenden Flammen des Kamins.

„Wenn ich lange gelesen," fuhr die Tante fort, — „und ich lese gern, wie du weißt," setzte sie lächelnd hinzu, — „so ist es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reisenden in meinen Büchern, der aus dem Sande der Wüste hinweg plötzlich in eine grüne, frische Oase kommt; da lausche ich gern, wenn du sprichst oder lachst oder singst, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich sehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen seinen Abstufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geschöpf, wie du bist, die Hauptrolle spielt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Rechte ausgestreckt und drückte innig die Hand Eugeniens, welche ihr diese mit einer leidenschaftlichen Bewegung entgegenstreckte.

In diesem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und statt im Reitanzuge erschien er jetzt mit einem schwarzen Fracke bekleidet.

„Ei," sagte er, freundlich lachend, „da sitzt ihr noch am Kamin und plaudert vor dem unberührten Tische, während ich denke, euer Diner sei schon vorüber. Haben wir denn noch so früh?" Er zog seine Uhr hervor. „Richtig, erst Fünf,

und doch bei dem bedeckten Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben ſchon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht ſagen, Julie, wie ſtolz ich auf dieſe Erfindung bin."

Bei dieſen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und ſich zwiſchen ſeine Frau und Eugenie geſetzt.

„Das iſt doch hier ein trauliches Plätzchen," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo recht zum Plaudern geſchaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und ſtürmt, fühlt man ſich ſo behaglich bei der kniſternden Flamme. Faſt jeden Tag dieſe Einladungen!"

„Aber, Onkel George," ſagte das Mädchen, „du haſt doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt."

„Ich?" fragte er mit einem Tone der Verwunderung. „O, da ſieh nur droben auf meinem Schreibtiſche nach, da liegt es ganz voll davon."

„Aber du biſt in der letzten Zeit gar nicht aus geweſen. Was machſt du denn mit den vielen Einladungen?"

„Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refuſire eben, was zu refuſiren iſt, und hätte es gerne heute Abend auch ſo gemacht."

„Aber es war gut," bemerkte die Baronin, „daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeſchrieben haſt. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich ſchon mehrere Male."

„Ja, er hat mich gern," entgegnete Onkel George faſt unmuthig, „und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannſt dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm iſt, ihn in größerer Geſellſchaft zu ſehen. So am Tage tête à tête bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche

Stunde. Wenn ich aber ſehen muß, wie er ſich anſtrengt, den angenehmen Wirth zu machen — und es geht doch gar nicht mehr, — das thut mir in der Seele weh."

„Du ſollteſt ihn bitten, häufiger herzukommen," verſetzte gutmüthig die Baronin; „dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn ſein."

„Ich habe ihm das ſchon oft angeboten," erwiderte der Hausherr, „wie du dir das wohl denken kannſt; aber er mag nicht. Du weißt überhaupt, wie ſorgfältig er ſich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht."

„Ja, ja, ich weiß es," ſagte die Baronin, und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Der arme Graf!"

Eugenie hatte dieſem Geſpräche, das für ſie ohne Intereſſe war, nur mit halbem Ohre zugelauſcht. Sie blickte auf die brennenden Holzblöcke und ſah da allerlei ſeltſame Geſtalten, denen ihre Phantaſie Formen verlieh. Während ſie aber ſo ſinnend ſchaute, verfinſterte ſich unwillkürlich ihr Auge, und man ſah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte ſie ſelbſt nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zuſammen, die ſie bewegten, wenn ſie auf die Landſtraße hinausblickte; es war ordentich ein feuriger Wald, den die aufkniſternden Funken bildeten, und mitten in demſelben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Wiederſcheine des Feuers ſo ſchön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte ſeine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und ſprach: „Warum biſt du ſo ernſt, Eugenie? Du biſt nicht heiter, iſt dir etwas Unangenehmes begegnet?"

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als

ſie erwiderte: „Mir gewiß nicht; ich blicke nur ſo in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken.“

„Mache dir nur keine betrübten, mein Kind,“ ſagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar ſtrich; „die kommen früh genug und von ſelbſt. Du blickſt noch in dieſem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in deſſen Augen ſtrahlt der Himmel wieder, und ſo muß er heiter ſein.“

„O, daß ich meiſtens ſehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante ſchon ſagte. Ja gewiß, ich fürchte mich oft, meine luſtige Laune herauszulaſſen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden.“

„Wie kann man auch nur ſolche Gedanken haben!“ bemerkte der Baron. „O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich verſichere dich, dein munteres, heiteres Weſen iſt ordentlich wohlthuend in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. Nicht wahr, Julie?“

„Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch geſagt,“ verſetzte die Baronin, „und ihr dabei verſichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament ſei, ja, ihr geſagt, daß gerade der Contraſt zwiſchen der Stille unſeres Hauſes und ihrem Weſen ſo höchſt angenehm iſt. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum ſchleichen wollteſt, dich ſcheuen vor einem lauten Tone. Das ſoll nicht geſchehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu beſtimmt biſt, ein rechtes Leben in dieſes ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu ſeinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen,

um andere Menſchen zu ſehen und ſo mit der Welt in nähere Berührung zu kommen."

„Aber doch nicht meinetwegen?" fragte lachend das junge Mädchen. „Ei, liebe Tante, meinetwegen ſollte Onkel George auch nur im Geringſten ſeine bisherige Lebensweiſe ändern, Leute ſehen, die er nicht ſehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hauſe bleiben möchte? O, das iſt nur Ihr Scherz."

„Nein, mein Kind, es iſt etwas mehr als Scherz; ich ſprach neulich ſchon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen wie du muß in die Welt, muß Leute ſehen und muß auch geſehen werden."

„Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall," ſagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. „Draußen habe ich ja Niemand geſehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wiſſen Sie am beſten, meine liebe Tante."

„Ganz richtig," erwiderte dieſe, „aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinſchauen ſollſt, dies iſt ja einer der Hauptgründe, weßhalb meine Schweſter endlich zugab, daß du zu uns kommen dürfteſt. — Nicht wahr, George, es iſt ſo?"

Der Baron hatte ſeine Ellbogen auf die Kniee geſtützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; dieſe aber warfen immer noch einen Schein, ſtark genug, um ſein Geſicht ſo ſcharf zu beleuchten, daß ein aufmerkſamer Beobachter in ſeinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte ſeiner Frau nicht vollkommen nach ſeinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finſter, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen

den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beschäftigten; denn als sich die Baronin, wie wir so eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überrascht in die Höhe, zuckte die Achseln und sagte mit einem Tone, der freundlicher war, als seine Miene vorhin vermuthen ließ: „Ja, allerdings, Eugenie, es wird wohl die Intention deiner Mutter sein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das — natürlich sobald es mit der gehörigen Umsicht geschieht — für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig."

„Aber die Welt, Onkel George! was soll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch sie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Gesellschaften, wo schon so viele unnöthige Zuschauer sind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu sein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernst erscheinen, wo ich gern lachen möchte und lustig sein —!"

„Spricht das Kind nicht wie ein Buch?" meinte lachend die Baronin. „Aber aus jedem Worte höre ich meine Schwester, wenn sie sich am Morgen nach einer langweiligen Gesellschaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert."

„Und doch hat deine Schwester Weltkenntniß," sagte kopfnickend der Baron.

„Ja, ich weiß wohl," erwiderte heiter die Frau des Hauses, „daß dieses einer der wenigen Punkte ist, wo du mit Henriette vollkommen harmonirst. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles dessen, was ihr die Vergnügungen der Gesellschaft

nennt, zu dieſer Harmonie ſeid ihr auf zwei ganz entgegengeſetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geſchmack daran fandeſt, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amuſanten Seiten aufzuſuchen."

„Nun, ich muß geſtehen," ſagte ebenfalls lächelnd der Baron, „daß ich von dir, der in vielen Dingen ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin, erfahren möchte, was du zum Beiſpiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findeſt, wo man oft in kleinen Lokalen zuſammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſtehen muß, nur um da geweſen zu ſein?"

„Allerdings," fiel raſch die Baronin ein, „wenn der Zweck deines Beſuches nur der iſt, da geweſen zu ſein, ſo haſt du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art geſellſchaftlicher Börſe iſt, wo du mit deinen Bekannten Dieſes oder Jenes abmachen kannſt, wo du am leichteſten neue Bekanntſchaften anknüpfſt, wo du — doch Gott ſei Dank," unterbrach ſie ſich, „da kommt unſer kleines Diner. Wie bin ich dankbar für dieſe Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich ſelbſt nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von deſſen Schuld er überzeugt iſt."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erſchien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentiſchchen ſetzte, dann die Teller der zwei Couverts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß ſervirt ſei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derſelbe auf den Eßtiſch ſtellte

und ſich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauſes wandte, um dieſe zu ſchließen und die dunkeln Portieren davor zuſammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erſchien ſo elegant, warm und heimlich, daß man ſich mit einem wahren Behagen zu Tiſche ſetzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals ſeine Uhr hervor, und da er noch eine ſtarke Viertelſtunde Zeit zu haben behauptete, ſo rollte er einen der kleinen Seſſel herbei, um, wie er ſagte, theilnahmlos zu aſſiſtiren.

Der Bediente hatte ſich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener ſchritt ſchweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtiſche, um Teller zu wechſeln oder zu ſerviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speiſe in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles ſtill, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor ſich.

„Ueber das Kapitel von vorhin," nahm die Baronin nach einer längeren Panſe das Wort, „muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterſtützen können."

„Aber wozu das alles?" fragte verwundert der Baron.

„Einfach, um Eugenien und auch dir zu beweiſen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig iſt, in die Welt zu gehen."

„Da wirſt du freilich an Tondern und Fremont die vor-

trefflichſten Sekundanten haben," ſagte der Hausherr, wobei er den Mund ſpöttiſch aufwarf. „Ja, die Beiden werden uns freilich beweiſen, daß eine Soiree ein Vergnügen iſt, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köſtlichſte, was es auf der Welt gibt."

„Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, ſo getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweiſen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden."

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwiſchen den Fingern und machte kleine Kugeln daraus, die er vor ſich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich ausſah, ſo können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tiſchtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen ſchnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erſtaunen zeigte ſich dann auf ihren Zügen, als ſie ſah, daß Onkel George die Augenbrauen zuſammen zog. Sie wandte ſich an die Baronin und ſagte in heiterem Tone: „Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erſte Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widerſprechen? Ich glaube nicht," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama ſchon oft geſagt, und wenn ſie behauptet, es gebe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, ſo glaube ich wahrhaftig, daß ſie Recht hat."

„Aber du tanzeſt doch recht gut," ſagte Frau v. Breda.

„Ich tanze wohl Dies oder Das," entgegnete das Mädchen, „aber es macht mir kein Vergnügen."

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in

dieſem Moment nach dem Mädchen hinſandte. Man hätte glauben ſollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf ſeinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: „Ich verſichere dich, Julie, das ſind Geſchmacksſachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerſtört jedes Vergnügen.“

„Aller Anfang iſt ſchwer,“ ſprach freundlich lächelnd die Baronin, „und ich kann dich dagegen verſichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieſelben Ideen fand, bis ſich einmal ein gewiſſes Intereſſe in die Sache miſchte.“

Bei dem Worte „Intereſſe“ zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achſeln, und Eugenie blickte ihre Tante ſo fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, ſtatt ihrer zu antworten. Er ſagte daher mit einem ſehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: „Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eugenie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß ſeine Erfahrungen machen und ſehen, wie es draußen zugeht. Du kannſt wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch ſchon einige paſſende Häuſer ausgeſucht habe, wo Julie ſo gut ſein wird, dich in den nächſten Tagen vorzuſtellen. Da iſt die Generalin B.,“ fuhr er gegen ſeine Frau gewandt fort, die ihn aufmerkſam anblickte, „da iſt Frau R., die eine Tochter faſt in deinem Alter hat; da ſind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie ſein wird, denn ſie lieben es beide, eine engliſche oder franzöſiſche Converſation zu führen. Willſt du dann nächſtens einmal auf einen Ball

gehen" — wandte er ſich an das junge Mädchen ſcheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln ſeiner Frau bemerkt haben — „ſo führen wir dich in dieſen Tagen zum E.'ſchen Geſandten oder machen dich auch ſonſtwo bekannt, wo es euch genehm iſt."

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man ſonſt bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören ſchien, der aber in dem ſo tief fühlenden Herzen Eugeniens ſeltſam wiederklang, weßhalb ſie ſich bemühte, ſo heiter lachend, als ihr möglich war, zu ſagen: „Onkel George, du ſprichſt da von Sachen, die ganz unnöthig ſind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, ſo muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hauſe, und ſie ſuche dafür eine Ableitung nach außen. — Aber nein, nein!" ſetzte ſie raſch und liebreich hinzu, als ſie bemerkte, wie Frau von Breda ernſthaft den Kopf ſchüttelte, „das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja ſo glücklich hier, wonach ſollte ich mich ſehnen? Nach fremden Menſchen, die ich gar nicht kenne? — Gewiß nicht, Tante. — Wenn ich aufrichtig reden ſoll," ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, — „ja, wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſehr, ſehr gern hier bin und daß, wenn dies einmal nicht mehr ſein kann und wird, meine einzige Sehnſucht iſt, alsdann draußen unſer Landhaus wieder zu ſehen und meinen lieben, weiten, ſtillen Wald."

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme

Unterbrechung, als in diesem Augenblicke der Kammerdiener das Dessert aufsetzte und, nachdem dies geschehen, dem Hausherrn mit leisen Worten meldete, es sei in wenigen Minuten sechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

„So müssen wir denn an unser Geschäft gehen," sagte der Baron, wobei er wieder seine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es ist hier so behaglich bei euch, daß ich mich fast scheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. — Es regnet wohl noch?" fragte er den Kammerdiener.

„Es regnet und schneit durch einander, stürmt auch ein bischen," antwortete dieser.

„Ich bitte, den Grafen Helfenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George," sprach die Baronin, „und sei so gut, ihm zu sagen, wie sehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja stundenlang ganz ungenirt sich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Gesellschaft wünscht, so mache ich mir und gewiß auch Eugenie sich ein Vergnügen daraus, ihn so lange zu unterhalten, als er will. Er ist ein armer Kranker," wandte sie sich an das Mädchen, worauf diese entgegnete: „Papa hat davon erzählt."

„A revoir denn!" sagte der Baron, nachdem er seine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. — „Aber à revoir kann ich eigentlich zu dir nicht sagen," wandte er sich an letztere, „denn ich werde bei Helfenberg ein paar lustige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das ist mir unbequem geworden. Siehst du Julie, auch deßhalb schon bliebe ich lieber hier bei euch. — Gute Nacht denn, Eugenie!" Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

„So!“ ſprach Frau von Breda, „jetzt wollen wir auch unſere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von geſtern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt, ſo führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht — „ſich ängſtigend vor der Sonne Pracht,“ wie der Dichter ſagt.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male aufmerkſam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, ſagte ſie: „Onkel George fährt ſoeben fort.“

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen.

Onkel George hatte sich still in die Ecke seines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich stürmische Nacht hinausfuhr, blieben seine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er so eben verlassen; doch mochten diese Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heitersten Art sein, denn während er die Arme über einander schlug, zogen sich seine Augenbrauen ernst, fast finster zusammen. Es ist ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Lust dazu hat. Man lasse doch Jedem seinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine schöne Wirthschaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich schon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntschaf-

ten machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Consorten bei mir aus- und eingehen und sie, protegirt von meiner Frau, sich um Eugenie bemühen sehen. Ich muß gestehen, das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte sind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und diese verfänglichen Reden an ein harmloses Mädchen, wie Eugenie ist, von Lust an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Interesse für etwas gefaßt hätte! Bah! — Aber es ist und bleibt wahr: Auch die Beste und Vernünftigste kann das Zusammenbringenwollen nun einmal nicht lassen. Natürlich, wenn sich eine gute Partie für Eugenie zeigte — aber eine sehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie — so wäre ich der Erste, der das zu protegiren suchen würde. Aber auf Bällen finden sich dergleichen gute Partieen nicht, und was ein junges Mädchen da von Interessantem findet, darum drehe ich keine Hand herum: das sind nur so trügerische Momente, hervorgebracht durch den Blick eines schönen Auges, die gewöhnlich verwehen und verschwinden beim Erwachen am nächsten Morgen. — Dann finde ich auch, philosophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem so sehr schönen Mädchen, es besser ist, man erregt nicht zu viel Aufsehen mit ihr. Wer sie kennen lernen will und wessen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hause thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller aussetzen, wenn sie strahlend auf den Ball träte! Und strahlend würde sie auf den Ball treten, dessen bin ich gewiß, strahlend im frischen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! sehr! sehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geſchloſſen, und Eugenie ſchwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunſtlos und doch wieder ſo graziös um den Kopf geſchlungen, nur mit einem friſchen Blüthenzweige geziert, ſo daß Alles an dem herrlichen Mädchen zuſammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und friſch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Waſſertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten — glückliche Waſſertropfen, die ſich bei ihr verflüchtigen — ſterben durften. — Ah! —

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann plötzlich hielt, ſeine Träume. Beinahe im gleichen Augenblick wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda ſprang auf die Treppe, die in den erſten Stock des Palaſtes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter geſperrt war. Ja, ſelbſt der ſtrenge Hüter dieſes Durchganges hielt ſich in beſcheidener Entfernung an der Thür ſeiner Loge, angethan mit dem ſchweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauſes und dem Degen, der offenbar für dieſes Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen ſilbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeiſchritt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die ſtolze Wölbung des Treppenhauſes mit den Deckengemälden, die ſteinernen Ritter in den Niſchen, das Veſtibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch dieſe waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuſchauen als heute

Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages ſich nur mühſam zwiſchen den herabgelaſſenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda ſchritt durch die ihm wohlbekannten Räume bis zu dem Kabinette des Grafen, deſſen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war daſſelbe, in welchem unſer edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenſter ſtand der Schreibtiſch; hier neben uns an der Wand ſehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, deſſen Geſicht bis zu den Schultern wie unabſichtlich von der rothſeidenen Schärpe bedeckt iſt, die unten zuſammengeſchlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieſes Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauſes und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr ſchritt er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieſelbe und trat mit einem lauten „Guten Abend!“ in einen kleinen Salon, wo ſich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke ſaß der Hausherr auf einem ſehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben ſich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann ſagte: „Ich hatte wahrhaftig halb und halb ſchon befürchtet, George, du würdeſt nicht kommen.“

„Und weßhalb das?“ fragte Baron von Breda. „Ich bin doch gewiß nicht im Rückſtand.“ Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer

Sechs ſtand, während der große freilich ſchon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

„Nein, nein!“ erwiderte der Graf, „du biſt pünktlich wie immer. Das habe ich auch geſagt, — wenn du überhaupt kommſt. Aber Tondern da behauptet, du ſeieſt in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen geweſen. Etwas iſt ſchon daran; denn mich haſt du ſeit Kurzem gräulich vernachläßigt, und du weißt, ich ſchmachte nach deiner Geſellſchaft.“

„Ja, er macht ſich rar, dieſer gute George,“ ſagte ein junger, hübſcher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, ſehr ſorgfältig und elegant angezogen, nachläßig an dem Kamingeſimſe lehnte.

„So, das findeſt du, Tondern?“ verſetzte George von Breda, wobei ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten. „Nun, wenn das wirklich deine Anſicht iſt, ſo ſchlage ich dir gleich eine Wette vor.“

„Und die wäre?“

„Daß Fremont dort ganz dieſelbe Anſicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?“

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenſo gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, ſchon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm und ſeinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Anſicht augenblicklich zu ſeiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und ſtets lächelndes Geſicht, von welchem — dem Lächeln nämlich — ſeine Freunde behaupteten,

er habe ſich das angewöhnt, um ſeine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollſten Umfange, als er lachend erwiderte: „Wilder George, du verleugneſt nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warſt. Du parirſt, ehe dein Gegner noch ſeinen Schlag zu führen vermag.“

„Ja, ja,“ rief luſtig der Graf, „und er parirt ſo vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne ſich ridicul zu machen.“

„Es iſt das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthſeln einer allerhöchſten Perſon, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflöſung des anderen beantwortete,“ ſprach Legationsrath von S., eine kleine, ſehr dünne Perſönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, ſelbſt wenn andere Leute ſtill ſaßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgeſagt, der Legationsrath hege bei der immenſen Triebkraft, die er bei ſich vorausſetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er ſich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beſtändig hin und her.

„Was du vorhin gemeint,“ ſprach Baron Fremont nach einer Pauſe, „iſt nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern geſagt, abſchnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieſes Thema noch ein wenig fortzufahren.“

„Ueber das Kapitel des Narmachens,“ ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher ſah, daß George von Breda mit den Achſeln zuckte, erwiderte: „Nein, nein, das

iſt jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Urſache, unſerem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weiteſten Weg und iſt bei dem ſchauerlichen Wetter pünktlich erſchienen."

„Na, ſchauerliches Wetter, was will das ſagen!" entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; „er ſteigt vom Perron ſeines Hauſes in ſein Coupé, gibt ſich die Mühe, dem Kutſcher deinen Namen zu ſagen, und iſt da."

Der Legationsrath war auf ſeinem haſtigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins ſtehen geblieben, ſchaute den Sprecher an und ſagte zu ihm: „Du gibſt dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine ſo harmloſe Natur wäre, ſo würde er, deine Bemerkung beantwortend, dich fragen: Und machſt du es mit deinem Kutſcher nicht gerade ſo?"

Nachdem er dies geſprochen, wandte er ſich um und ſchwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine ſcharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß ſämmtliche Anweſende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leſer eigentlich kaum noch zu ſagen, daß es Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem ſehr einfachen Grunde nicht möglich geweſen wäre, ſeinem Kutſcher einen Befehl zu geben, obgleich er gern ſo that und dafür, wie auch wegen ſeiner ſcharfen Zunge, von den Freunden oft ſtark mitgenommen wurde.

„Laßt das gut ſein, mit euren Wortklaubereien," bemerkte der Hausherr; „wir ſind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erſcheinen, wo wir gern hingehen."

„Oder, wenn wir zu Hauſe nicht gar ſo ſehr gefeſſelt

ſind," konnte Herr von Tondern nicht unterlaſſen zu ſagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieſer aber nicht zu bemerken ſchien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäſte hereingekommen waren, öffnete ſich langſam die Thür, der Kammerdiener des Grafen erſchien und meldete, daß ſervirt ſei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm ſeinen Arm und hob ihn ſo leicht von dem Seſſel empor.

„Wie ſich die Zeiten ändern!" ſagte Helfenberg lachend; „jetzt werde ich in meinem eigenen Hauſe von einem Gaſte noch als Dame zu Tiſche geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächſten Tage bringen!" ſetzte er mit einem leichten Anflug von Traurigkeit hinzu. — „Doch benutzen wir die Zeit, ſo lange uns das roſige Licht noch ſcheint!" Dies ſprach er mit einem Lächeln, aber es war ſchmerzlich anzuſehen, um ſo mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbeſetzten kleinen Tiſche ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlaſſen konnte, wie um den ſilbernen Tafelaufſatz genau zu betrachten, einmal ſchnell um den Tiſch herum zu ſchreiten, ehe er ſich ſeinem Stuhle näherte.

„Das iſt ein harter Moment für ihn," lachte Baron Fremont. „Jetzt muß er ſtill ſitzen, und da könnte ihm das Entſetzliche geſchehen, auf dem Stuhle feſtzuwachſen. Was würdeſt du in dem Falle thun, alter Freund?"

Der Sprecher zeigte in dieſem Augenblicke in ſüßer Erwartung des guten Diners von ſeinen ſchönen Zähnen ſo

viel, als ihm möglich war, und ſah ſeinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieſer aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: „Du haſt unſerem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei ſeinem Departement und ging, wie dieſe Herren es ſo gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum.“

„Fehlgeſchoſſen! fehlgeſchoſſen!“ lachte der kleine Mann gutmüthig; „ich war in dieſem Augenblick in Indien, wo man um den Tiſch herum ſchreitet, ehe man ſich niederläßt. Es iſt das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böſe Auge, eine Zauberformel gegen böſe Zungen. — Aber die Suppe iſt vortrefflich.“

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und ſpitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundſchaftlichſte belachte, ſeinen ungeſtörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen ſo vortrefflichen Fortgang, daß ſelbſt Tondern gegen das Deſſert hin wahrhaft verſöhnlich wurde, und Fremont, in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer faſt rührenden Melancholie an die Decke emporſchaute, wobei er ſeufzend ſagte: „Daß doch alles Schöne ſo vergänglich iſt!“

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen laſſen, ohne Vieles von den ſervirten Schüſſeln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Waſſer. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand geſtützt und war in tiefes Nachdenken verſunken, wobei er vor ſich hin ſtarrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer luſtigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl anſah, daß es gänzlich ohne Zuſammenhang mit dem Tiſchgeſpräche war. Als aber Baron

Fremont die eben erwähnten Worte ſprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob ſich der Hausherr mühſam von ſeinem Stuhle, ließ ſich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und ſagte, indem er die Rechte auf den Tiſch ſtützte: „Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte ſprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt iſt, kein Redner bin, ſo wurde es mir ſchwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede ſoufflirte. — Ja, Alles iſt vergänglich auf dieſer Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieſer vier Eigenſchaften dürfte auch ich wohl beſitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz beſonders zu ſprechen, wird mir Keiner von euch abſtreiten wollen."

„Aber, Helfenberg," rief Herr von Tondern, „welch melancholiſcher Trinkſpruch! Was lauert dahinter?"

Fremont ſchüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der augenſcheinlich den trüben Ideen ſeines Tiſchnachbars und Freundes folgte, blickte düſter ſchweigend vor ſich nieder.

„Wenn mein Trinkſpruch, wie Sie es nennen, melancholiſch anfing," fuhr der Graf fort, „ſo war es wahrhaftig nicht meine Abſicht. Iſt es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht ſagen, denn wie ich lebe — eigentlich wie ich vegetire — muß ich ſchon geſtehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieſes Zuſtandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieſes Aufhören faſt zu wünſchen, ſo iſt es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu ſprechen."

„Wozu das, Helfenberg?“ fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er ſeine Hand auf die des Freundes legte; „warum in unſeren heiteren Kreis eine ſo traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig ſtimmen muß, wirſt du bei uns, die wir dich ſo herzlich lieben, vorausſetzen.“

„Das ſoll ſie aber nicht!“ rief der Hausherr, indem er ſein Glas erhob, „und wenn ihr meinen Trinkſpruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, ſo will ich denn zuerſt mein Glas leeren auf das Glück des friſcheſten und herrlichſten Lebens, welches ich kenne.“

„Und welches iſt das?“ fragte Fremont, ehe er ſeinen Kelch an die Lippen ſetzte.

„Gleichviel,“ erwiderte der Graf, „irgend eines, das Jeder ſich nach ſeinem Belieben denken mag.“

Nach dieſen Worten preßte er die Lippen feſt zuſammen und ſtieß mit ſeinem Glaſe ſo heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächſt ſaß, daß es mit einem ſchneidenden Klange zerſprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Kryſtall herbei brachte, tranken die vier Freunde ſchweigend ihre Kelche leer, und der Hausherr ſprach faſt jubelnd: „So iſt es recht! nach dieſem Trinkſpruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen.“ Dann ſetzte er mit angenommener Luſtigkeit noch hinzu: „Nachdem ich euch nun bewieſen, daß ich weit entfernt von aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man ſich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht alſo ein Haus ein, das man ſich er-

baut, man verläßt ebenſo ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine ſolche Weihe. — Und zu einer ſolchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, ſo habt ihr euch vollkommen getäuſcht; ja, ich fürchte faſt, es wird euch das ſo unbedeutend erſcheinen, daß Tondern es nicht unterlaſſen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, ſo ſoll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb ſein. — Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Teſtament gemacht und bitte euch freundlich, daſſelbe als Zeugen unterſchreiben zu wollen."

Den Baron Breda durchſchauerte es leicht, als ſein Nachbar ſo ſprach und ſich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf ſeinen Stuhl niederließ.

Fremont ſchloß ſeinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf ſeiner Zunge geſpürt; der Legationsrath war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und ſelbſt Tondern ſchien ſich zu einem Lächeln zwingen zu müſſen, als er, mit ſeinem Glaſe ſpielend, ſagte: „Sie ſollen ſich gewiſſermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen iſt nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen à propos Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls ſehr frühzeitig ſein Teſtament gemacht und ſechszig Jahre ſpäter an Altersſchwäche geſtorben iſt. — Möge es Ihnen gerade ſo ergehen!"

„Ja, ja," bemerkte Baron Fremont, der ſich wieder gefaßt hatte, „dieſen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen;

die Erben kamen ſchlecht dabei weg, und von dem, was ſie erhalten ſollten, hätte man die Buchſtaben auf ihren Grabſteinen neu vergolden können. — Aber wie dem auch ſei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich feſt überzeugt. Möge es uns aber auch ſo ergehen wie Jenen! Das ſpricht meine Freundſchaft für Sie."

„Amen!" ſagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als ſich Alle umwandten, bemerkten ſie den Legationsrath, der mit geſenktem Haupte von einer Ecke zur anderen ſchritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Tondern die Tafel auf, worauf ſich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, ſowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leſer in Ausnahmsfällen nicht erlaſſen können, da wir, wie hier zum Beiſpiel, gegen die Wahrheit eines Garçon-Diners aufs Gröblichſte verſtoßen würden, wenn wir verſchweigen wollten, daß der größte Genuß nach demſelben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah beſteht.

Mittlerweile war es ſieben Uhr geworden, und da der Rechtsconſulent Doktor Plager in allen geſchäftlichen Obliegenheiten von einer muſterhaften Pünktlichkeit war, ſo erſchien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geſchlagen, der Kammerdiener und meldete ſeinem Herrn, der eben genannte Geſchäftsmann ſei ins anſtoßende Kabinet getreten.

„Ich komme gleich," gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er ſich, auf ſeinen Stock geſtützt, erhob. „Thut mir den Gefallen," wandte er ſich an die Freunde, „und laßt

euch nicht ſtören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. — Erbeten," ſetzte er lächelnd hinzu, „iſt der techniſche Ausdruck für dieſe Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wiſſen, damit ihr ſeht, daß ich mich auch um Geſchäftsſachen bekümmere."

Damit verſchwand er in ſeinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden ſaßen mit Ausnahme des Legationsrathes ſtillſchweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernſten Gedanken beſchäftigt. Baron Breda, der wohl am beſten den körperlichen Zuſtand des Freundes zu kennen ſchien, fühlte ſich von der ganzen Sache aufs Schmerzlichſte berührt; er ſah wohl ein, daß dieſes Teſtamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich in die Lage des unglücklichen Freundes zu verſetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrſcheinlich vorangegangen waren, ehe dieſer Entſchluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen.

Herr von Tondern und Baron Fremont ſprachen ihre Gedanken über daſſelbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

„Wie kommt es eigentlich," ſagte Fremont, „daß der Graf überhaupt teſtiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als älteſter und einziger Sohn ſeines Vaters antrat, Lehen und Fideicommiſſe?"

„Das iſt der größte Theil der Güter allerdings," entgegnete der Gefragte. „Wenn wir Beide aber," ſetzte er leiſer hinzu, „meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Ver-

mögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen oder als Fideicommiß gehört, so würden wir zufrieden sein. Das sind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unseres Freundes, sowie die Ersparnisse namentlich des Vaters."

„Wie die Glücksgüter doch so ungleich vertheilt sind!" sprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. — „Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bischen mehr schadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, so eine große Herrschaft sein nennen zu können."

„Von einem solchen Gefühl habe ich gar keine Idee," meinte Herr von Tondern trocken; „mit Herrschaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber."

„Nein, nein, das kann ich nicht sagen," entgegnete der Andere, wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. „Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!"

„Natürlich aber muß dieser Herd," vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, „am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann."

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: „Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade

eines, das alle dieſe eben angegebenen vortrefflichen Eigenſchaften beſitzt. Es iſt dies Schloß Stromberg, — ah, eine deliciöſe Beſitzung! — Apropos!" wandte er ſich an George von Breda, der ſich mit keiner Sylbe in dieſes Geſpräch miſchte, „du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Beſitzungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?"

„Es ſtößt daran," entgegnete der Gefragte.

„Nicht wahr, es iſt wunderſchön?"

„Das Schloß liegt prachtvoll, und die Beſitzungen ſind ausgedehnt und vortrefflich erhalten."

„Iſt es Fideicommiß oder Lehen?"

„Nein, es wurde vom Vater unſeres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwenſitze für die leider ſo früh verſtorbene Gräfin Helfenberg beſtimmt."

„Da haſt du, was dir paßt," ſagte Tondern, indem er ſich lang ausſtreckte. „Wer weiß, ob nicht drinnen in dieſem Augenblicke dein Glück entſchieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrſchaft und bin mit circa fünfzigtauſend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für ſeine Freunde thun."

„Ihr ſeid doch in der That entſetzlich ruchloſe Menſchen," nahm Baron Breda das Wort, wobei die Stimme ſehr ernſthaft klang, wenn auch auf ſeinen Zügen ein leichtes Lächeln erſchien. „Ich möchte eigentlich wiſſen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernſte Stimmung zu verſetzen."

„Dieſes Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungern,

Partei nehmen," ſprach der vorbeiſchwirrende Legationsrath. „Wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede ſtellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchloſe Menſchen ſind — ſie ſind ſelbſt davon überzeugt — ſo muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung ſagen, daß dieſe Erbgelüſte in der meiſten Menſchen Herzen exiſtiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß ſie uns ſpäter einmal zufallen ſollten."

„Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig," warf George von Breda leicht hin.

„Ja, freilich waren ſie Kinder," lachte Herr von Tondern, „aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchloſe Kinder, und jetzt begreife ich erſt recht, warum du immer umherirrſt wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich ſehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück — es iſt dein böſes Gewiſſen, das dich beſtändig ruhelos umher treibt."

„Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat," meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pauſe, in der man nur ein heiſeres Lachen des Legationsrathes gehört; „wenigſtens kann ich dir verſichern, daß dieſes nachtſchmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenſchen, die gezwungen ſind, ihm zuzuſchauen, etwas ſehr Nervenangreifendes hat. — Aber genug davon, ich ſehe unſerem Freunde George an, daß ihn unſere Reden gewaltig ennuyiren. — Was Anderes denn! Du haſt ja früher," wandte er ſich an Tondern, „bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuſcht und

wirſt wohl ſo viel davon behalten haben, um uns ſagen zu können, was es mit ſo einem Teſtamente für eine Bewandtniß hat."

„Das iſt im Grunde ſehr einfach," verſetzte der Gefragte. „Der Erblaſſer erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconſulenten oder ſonſtigen beeidigten Schreiber, er habe im Sinne, über ſein Vermögen letztwillig zu verfügen, daſſelbe an Den oder Den zu hinterlaſſen; darauf unterſchreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt ſein Siegel bei, und ſomit iſt die Sache abgemacht, und das Aktenſtück wird bei Gericht deponirt."

„Auf dieſe Art erfahren die Zeugen alſo," forſchte Fremont weiter, „über welches Vermögen verfügt wird und zu weſſen Gunſten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht unintereſſant ſein."

„Es gibt fünf Formen von Teſtamenten," fuhr Herr von Tondern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm ſchien, von ſeinen übrig gebliebenen Kenntniſſen etwas Weniges zeigen zu können; „fünf Formen, die ſich aber, um deine Bemerkung von ſo eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen laſſen, — erſtens und zweitens in die mündliche und ſchriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie teſtirt wird; drittens aber in die myſtiſche, wo das Teſtament von dem Notar entweder ſelbſt geſchrieben oder beglaubigt wird, vom Erblaſſer unterſchrieben, von eben demſelben couvertirt und feſt verſiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre reſpectiven Namen zu ſetzen."

„Die myſtiſche Form gefällt mir nicht," entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und ſich durch

das Haar fuhr. „Da muß man Sachen unterschreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Ansicht nach rechtlich unbegründet.“

„Und es hat doch seine großen Vortheile für den Erblasser, ja, sogar für den Erben,“ vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. „Stell' dir zum Beispiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unserem Tondern — um nur einen Namen zu nennen — wir wollen sagen, die fünfzigtausend Thaler, die er sich vorhin gewünscht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtausend Thaler schon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde sie einstens bekommen. Darauf geht es aber, wie unser verehrter Freund vorhin sagte: der Erlasser stirbt nämlich erst circa sechzig Jahre nach Abfassung des Testaments an Altersschwäche. Was dann? Da hätte sich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrscheinlich ein noch schlechteres Ende genommen, als ihm so schon bevorsteht.“

„Du bist unzurechnungsfähig,“ versetzte mürrisch der, von dem eben die Rede war. „Deßhalb lasse ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder pererirst, so übe deine Beispiele an einem Anderen und nicht an mir.“

Baron von Breda war aufgestanden und hatte sich ans Fenster begeben, wo er in die immer noch stürmische Nacht hinausschaute. Hier und da war das Gewölk zerrissen und ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchschimmern, phantastische Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete sich die Thür des Kabinettes, und Graf Helfenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in schwarzem Frack, wobei derselbe eine steife weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke sehr ernste und feierliche Gesicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der sich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Gesellschaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem sehr tiefen Bückling den vier Herren vorstellen ließ und sich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl setzte; und als er sich nun endlich niedergelassen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne desselben, sondern saß mit dem starr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da — eine fast unheimliche Erscheinung, ein würdiger Träger oder selbst Repräsentant des wichtigen und ernsten Papieres, welches er in der Hand hatte.

„Die Herren, sämmtlich meine genauen Bekannten," wandte sich Graf Helfenberg an den Rechtsconsulenten, „sind bereits von dem Dienste unterrichtet, den ich sie bat, mir zu leisten. Wie Sie sehen, sind es aber nur vier, und der Form des Gesetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es ist mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen ist."

„Auch ich bedaure das unendlich," entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er sein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. „Herr Larioz wird untröstlich sein; aber er fand sich wirklich so unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewissenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen."

„Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen ist," sagte der Graf lächelnd und indem er fort-

fahrend ſich an George von Breda wandte; „du hätteſt eine ganz intereſſante Bekanntſchaft gemacht; ein ſpaniſcher Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schickſale, Schreiber bei meinem ſehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden.“

„Ein echter Spanier?“ fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconſulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er ſich freundlich zu lächeln bemühte.

„Ein echter Spanier,“ wiederholte der Graf, „unternehmend wie ein Andaluſier und dabei ſtolz wie ein Caſtilianer. Ich weiß ſelbſt nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde geſprochen, habe ich eine faſt unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt.“

Bei dieſen Worten warf er dem Rechtsconſulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieſer dadurch beantwortete, daß er ſich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen ſeine Bruſt erhob.

„Was nun den fünften Zeugen anbelangt,“ fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „ſo habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu preſſen. Zufälliger Weiſe iſt mein zweiter Kutſcher krank und erhält gewöhnlich um dieſe Zeit“ — er warf einen Blick auf die Uhr — „den Beſuch des Arztes meiner Dienerſchaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich ſchon lange ſelbſt conſultirt hätte, wenn ich es überhaupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich ſelbſt zu ſprechen.“

In dieſem Augenblicke vernahm man im Kabinette, deſſen Thür vorhin nicht geſchloſſen worden war, eine ziemlich laute

Stimme, welche ſagte: „Das kann ich Ihnen verſichern, mein lieber Herr Kammerdiener — und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt — der verſchlimmerte Zuſtand unſeres Patienten dahinten geſtern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefreſſen — Sie werden mir im vorliegenden Falle erlauben, dieſen Ausdruck zu gebrauchen — was er nicht hätte freſſen ſollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum ſteht feſt: er hat ſich den Magen überladen, item iſt kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder ſo weit zu bringen, wie wir ihn ſchon vor ein paar Tagen hatten. — Das habe ich Ihnen zur Vorſicht geſagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn Sie werden einſehen, daß Jemand da ſein muß, der über dergleichen Patienten eine ſtrenge Aufſicht führt. — So, jetzt bin ich mit der Geſchichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu ſeinen Dienſten ſtehe."

Nachdem die Stimme im Kabinette ſich alſo hatte vernehmen laſſen, erſchien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, ſondern rief ihm entgegen: „Wir wiſſen ſchon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligſt zu uns eintreten."

Dies geſchah denn auch augenblicklich, und unſer Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade ſo unbefangen und ungenirt ein, wie er dies bei dem Schneidermeiſter Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Geſellſchaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er ſeinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten ſein Taſchentuch hervor und putzte mit

demſelben die Gläſer ſeiner Brille, die von der Wärme in den Zimmern wiederholt angelaufen waren; dann ſetzte er dieſelbe wieder ruhig auf ſeine Naſe und erwiderte nun erſt den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf ſeinen und deren Namen genannt. Etwas erſtaunte der Doktor, als er den Rechtsconſulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achſeln und ließ ſich dann bequem auf einen Lehnſtuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

„Es freut mich ſehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben," ſagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. „Aber Sie werden ſich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenſtreckt. Bei mir verlohnt ſich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen ſind kerngeſund."

„Aeußerlich ja," murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beſchrieb. „Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzuſtände."

Wofür ihm Tondern, hinter deſſen Stuhle er das letzte Wort ausſprach und ſtark betonte, einen geringſchätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte ſich mit einer ſehr ſchnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und ſagte dann launig: „Ich habe mir das denken können; jedes Geſchöpf auf dieſer Erde hat ſeinen beſtimmten Rayon; der Vogel lebt in der Luft, der Fiſch im Waſſer, der Wurm in der

Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuser oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb ſollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängſtlich ſein, das angewieſene Terrain zu verlaſſen; denn wenn Fiſch und Vogel aus dem Waſſer und der Luft in den erſten Stock einer menſchlichen Wohnung gebracht werden, ſo geſchieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, ſondern um ſie aufzuſpeiſen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich faſt im gleichen Falle befinde, wogegen ich Ihnen aber beſtens verſichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erſchienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen."

„Der Doktor wird gewiß nicht erſchrecken," ſprach Herr von Tondern mit einer gewiſſen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, „wenn er hört, um was es ſich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, ſein Teſtament machen zu müſſen, wenn er den Arzt nahen ſieht! Das geht meiſtens Hand in Hand."

„Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern," bemerkte achſelzuckend der Doktor, „und obendrein erbt dabei ein gewiſſenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann — das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben ſagen."

Graf Helfenberg ſchien nicht auf dieſes Geſpräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieſelbe jetzt wieder herabſinken ließ, ſagte er: „So wollen wir an unſer Geſchäft gehen. — Ich glaube, ich muß das

Wort nehmen?" wandte er ſich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconſulenten.

Dieſer nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob ſich darauf von ſeinem Stuhle, um ſich hinter denſelben zu ſtellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor ſich hielt.

Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finſter zuſammen und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „Den Worten des Grafen nach haben wir ein myſtiſches Teſtament zu erwarten."

„Das wäre fatal!" entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da ſich ſein Geſicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe ſeiner Zähne ſehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und ſprach: „Nachdem ich mich entſchloſſen, meinen letzten Willen aufzuſetzen, habe ich denſelben eigenhändig niedergeſchrieben, dieſe meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconſulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen laſſen, dann dieſes Teſtament couvertirt und verſiegelt und erkläre nun, daß man es als meinen letzten Willen betrachten und vollſtrecken ſolle. Auch wünſche ich, daß es bei dem hieſigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden ſein wird."

Bei dieſen Worten war der Rechtsconſulent mit einem ernſten, faſt traurigen Geſichte tief in ſeine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimiſch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er ſein ganzes Geſicht wieder ſehen, machte den Anweſenden eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben alſo nach ſeinem freien Willen teſtirt und haben ſein Teſtament darauf vor meinen Augen

verschlossen und versiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anwesend sind, zu bitten, auf dieses Couvert ihre Namen und Insiegel beisetzen zu wollen.

„Es ist so, wie ich dir gesagt," flüsterte Tondern abermals dem Baron Fremont zu, indem er sich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. „Es ist eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit seinem Ehrenworte versichern zu können, man habe dort einmal seine zehn- oder zwanzigtausend Thaler zu erwarten."

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er sich erhob, um an den Tisch zu treten und das Document mit seinem Namen zu versehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterschrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document somit in der vorgeschriebenen Form hergestellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit seiner tiefen Stimme, die aber in diesem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, sagte: „Wir haben das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieses Papier in deine Hände zu legen, so will ich dabei einen Wunsch aussprechen, dem gewiß alle, die hier versammelt sind, von Herzen beipflichten werden; das ist nämlich der Wunsch, daß du dich veranlaßt sehen mögest, dieses Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unseren Augen zu zerreißen. Wenn dieser Wunsch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, so soll dieser Moment

für mich und gewiß für Alle einer der schönsten unseres Lebens sein.

Die Stimme des Barons zitterte fast, als er die letzten Worte sprach, und zu gleicher Zeit schlang er seinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn fest und innig an sich, wobei der Contrast dieser beiden Gestalten schmerzlich anzusehen war.

„Für deinen guten Wunsch danke ich dir," erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit trübem Lächeln. „Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon ist Niemand mehr überzeugt, als ich selbst, und wenn ihr meine Worte bestätigt haben wollt, so fragt dort unsern guten Doktor, der mich schon öfter forschend und mitleidig betrachtet hat. Und wo ein Arzt mitleidig schaut," setzte er mit erzwungener Lustigkeit hinzu, „da ist für den Patienten nicht viel zu hoffen. — Wozu auch diese Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! — Glaubt nicht," fuhr er weicher fort, „daß ich vor euch den starken Geist spielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtsinn ist, der mich das Kostbarste, was der Mensch besitzt, anscheinend gleichgültig dahin schwinden sehen läßt. Ich will euch nicht sprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe sie durchgemacht. — Sie liegen nun vollends hinter mir," fügte er nach einer Pause bei und hob das Testament in die Höhe. „Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken."

Die Freunde nahten sich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm schweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte sich auf den Grafen nieder, und als er ihn dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte

er mit raſchen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

„Amen! Amen!“ ſagte der Armenarzt ſo leiſe, daß Niemand es verſtand, als vielleicht der Rechtsconſulent, der dicht an ſeiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forſchend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieſer ſein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, dieſe Frage verſtehend, leicht mit den Achſeln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr ſo recht in Gang kommen; auch lehnte der Graf ſich ziemlich theilnahmlos, wie ermüdet, in ſeinen Fauteuil, weßhalb die Anweſenden ſich anſchickten, den Salon zu verlaſſen. Dabei war es bemerkenswerth, daß ſich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconſulenten anſchloſſen und Fremont ſich ſogar anbot, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte der letztere: „Es ſtürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hauſe oder ſonſt wo hin bringen laſſen?“

„Ich bin das ſchlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,“ erwiderte der Arzt jedoch, „und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenſchirm, Ueberſchuhe und Paletot, beſtändig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erſchrecken, wenn ich ſo auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.“

„Aber ich ſehe Sie nicht zum — letzten Mal, lieber

Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Laſſen Sie ſich doch hin und wieder bei mir ſehen. Ach! ich habe manche höchſt langweilige Stunden! Doch vergeſſe ich," ſetzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, „daß anderer Leute Zeit koſtbarer iſt, als die meinige. — — Und doch wieder nicht," murmelte er in ſich hinein, und biß darauf die Zähne feſt auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hauſe gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz ſtieß.

„Es iſt lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibſt," ſagte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. „Aber opfere mir nicht zu viel von deiner Zeit; bei mir iſt es ſtill und einſam; bei dir zu Hauſe ungleich behaglicher. „Apropos, fuhr er raſch fort, ehe der Andere etwas entgegnen konnte, „wie gefällt ſich deine Nichte in eurem Hauſe?"

„Du kennſt ſie?" fragte der Baron gleichgültig.

„Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen — ein ſehr ſchönes Mädchen."

„Und ein gutes Kind. Ihr friſcher, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmſte Art."

„Das kann ich mir denken, du Glücklicher!" entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Bruſt hinab ſenkte. „So eine friſche Stimme thut wohl, ein ſo herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen."

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigſte mitfühlend auf den armen Freund, deſſen Geſicht er nicht ſehen

konnte. Ja, es mußte öde und ſtill in dem gewaltigen Palaſte ſein, und dieſe Oede um ſo ſchrecklicher und fühlbarer, da ſie gewiß häufig, ach, ſehr häufig von furchtbaren und finſteren Gedanken und Phantaſieen bevölkert war! War es ihm doch in ſeinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als ſähe er ſie aus den dunklen Ecken des Salons furienartig heran ſchweben und auf die Bruſt des armen Kranken niederfallen. — Es war das ein ſchreckliches Geſchick, ſo jung, ſo reich, mit allen Anſprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, dieſen Anſprüchen zu genügen, da zu liegen elend, ſchwach, zuſammengeſunken, vor ſich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen ſelbſt im gleichen Augenblicke dieſelben furchtbaren Gedanken quälten; denn er fuhr mit einem tiefen, ſchneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und ſagte, während er mühſam athmete: „Ja, dieſe Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menſchlichen Stimmen ſchmachte, nach fröhlichem Lachen, davon haſt du keinen Begriff. Und dieſes Regenwetter! Dieſes melancholiſche Klatſchen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. — — Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!“ ſprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, „ach, nur noch einen letzten Frühling mit ſeinem friſchen Grün, mit Gräſern und Kräutern, mit Blüthen und Blumenduft! Nur noch einen einzigen — einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder ſähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz ſie — ja ſie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen ein-

zigen Troſt, denn ſie umſchwebt mich lächelnd, eine himmliſche Fee."

Dieſen Worten hörte der Baron tief erſchüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helfenberg ſo geſprochen und auf ein Weſen angeſpielt, das er unſäglich lieben mußte und wodurch ſeine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entſetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgetheilt, und begreiflicher Weiſe war dieſer zu diskret, um danach zu forſchen, um ſo mehr, da der Kranke es zu lieben ſchien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die ſich zuweilen unwillkürlich ſeinem Herzen entrangen, für Phantaſieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: „Du ſollteſt dich von deinen Bekannten nicht ſo zurück ziehen. Geh doch mehr in die Häuſer, wo man dich ſo gern ſieht und wo man ſich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beiſtimmen, dein zurückgezogenes Leben hier in dem großen Palaſte muß in der That oft unerträglich ſein. Noch heute Abend ſprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir verſichern, aufs liebreichſte und freundlichſte; ſie bat mich, dir zu ſagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unſer Haus vollkommen als das deinige anſehen wollteſt. Und daß du mir den größten Gefallen damit thäteſt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Wir alle wiſſen, wie ſehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebſt. Nun gut, gerade das kannſt du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, ſpaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit einem Wort: thue, was du willſt. Biſt du es alsdann müde, allein zu ſein, ſo werde ich dich unterhalten; willſt du eine Partie Whiſt machen, ſo iſt meine Frau da

oder auch Eugenie; und darauf kannst du dich verlassen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch sonst die Zeit zu vertreiben."

Der Graf hatte die Hände auf seinen Knieen gefaltet, als der Andere so sprach, und um seine feinen bleichen Lippen spielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als schüttle ein Frost seinen ganzen Körper, er wischte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und sagte alsdann im Tone tiefen Leidens: „Du malst mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber so zur Verzweiflung treiben könnte. — O, sprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menschen nicht mehr sehen lassen. Selbst das ehrlichste Mitleid thut mir wehe, ja, am wehesten gerade, weil es ehrlich ist. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochschätze, die ich verehre, als die Gestalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man später von Graf Hugo Helfenberg spricht, so soll man sich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. — Es ist das, wenn du willst, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil sie über das Grab hinausreicht, aber — am Rande desselben am Ende auch verzeihlich." — —

Es trat eine Pause ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr spielte ihren gleichförmigen Takt, und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerksam zuhörte und das Geräusch, welches sie machte, mit dem Schlage seines Herzens in Einklang zu bringen versuchte: Das elende Ding wird fortpicken, unverdrossen und thätig, wenn sich hier in meiner Brust schon längst nichts mehr rührt, wenn fremde Menschen

in dieſen Sälen auf und ab gehen und gleichgültig, ohne an den früheren Beſitzer zu denken, daſſelbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen. —

Zwiſchen hinein jagte zuweilen der Wind ſauſend den Regen an die Fenſterſcheiben, und wenn das geſchah, ſo blickte George von Breda faſt erſchrocken, faſt ſchaudernd auf die zuſammengeſunkene Geſtalt ſeines Freundes und betrachtete mit ſcheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das ſtrahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft — an die nahe feuchte Erde draußen.

„Doch wozu dieſe trüben Gedanken und Träumereien!" rief der Graf endlich, indem er ſich empor raffte; „warum ſich die eilenden Tage und Stunden ſelbſt verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünſcheſt, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben," ſetzte er lächelnd hinzu, „welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden ſchlafen zu können; eine kleine Zerſtreuung wird mir wohl thun. Gib mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hauſe, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten — o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich ſchlafen. — Ja, ſieh mich nur erſtaunt an, es iſt mein vollkommener Ernſt, vorausgeſetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und ſtören."

Auf dem Geſichte des Barons hatte ſich bei dieſem Vorſchlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht

ohne Grund; es war faſt zehn Uhr und das kalte ſtürmiſche Wetter draußen ſonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber ſah, wie ſich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf ſprach: „Ja, es iſt mein vollkommener Ernſt;“ und wie ſich alsdann ſeine Züge etwas verdüſterten, als er den forſchenden Blick des Freundes ſah, ſo reichte ihm dieſer eifrig die Hand dar und beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Du wirſt wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entſchluß kund gab, der Grund davon nur in der ſpäten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrſcht.“

„Das Wetter macht mir nichts,“ entgegnete der Andere; „aber was die Stunde anbelangt, ſo könnte es für dich zu ſpät ſein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu beläſtigen?“

„Gewiß Keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird ſich ſchon zurückgezogen haben.“

„Was ich als beſtimmt vorausſetzte,“ fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Und dieſen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Geſellſchaft bin, um ſo lieber iſt es mir. Gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt.“

„Ja, ja, gehen wir,“ wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelſchnur zog und ſo ſeinen Kammerdiener herbei rief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm ſelbſt von einem Nebentiſchchen Handſchuhe und Hut, kurz, war von einer ſo aufgeregten Geſchäftigkeit, daß ihn der Baron kopfſchüttelnd mit den Augen verfolgte.

„Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus beſtellen?“ fragte der Kranke, „oder bringt mich dein Kutſcher nach Hauſe?“

„Wie du willſt, aber ich denke, du bedienſt dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich."

„Gut, wenn es dir recht iſt, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles."

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf ſeinen Stock geſtützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, ſo daß ihm der Kammerdiener erſtaunt folgte, verwundert ſowohl über dieſe Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, ſo ſpät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Bei dem Portier drunten hätte das Erscheinen des kranken Herrn aus denselben Gründen fast einen Schrei der Ueberraschung hervorgerufen. Der einzige Trost des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Gesellschaft des Barons von Breda sah. „Bei dem ist er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß," sagte er nachher zu den Bedienten, als diese in der Portierloge über dieses Ereigniß ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutscher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthause der wartende Bediente gehört haben, denn statt daß sich dort die Thür öffnete, sah man den Lichterschein im Vestibül verschwinden, dann im Vorzimmer des Eßsalons er-

ſcheinen und bald darauf hinter den hohen Fenſtern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun haſtig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuſchaute, wie ſein Herr dem kranken Grafen Helfenberg aus dem Wagen half und ihn ſorgſam in das Veſtibül geleitete.

„Iſt meine Frau noch im Eßſalon?“ fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß ſich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien ſchon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

„Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand iſt, ſo ſoll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müſſen doch auf unſerem nächtlichen Spaziergange etwas ſehen.“ Damit wandte ſich George von Breda an ſeinen Freund: „Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen deliciöſen Platz führe, wo du, wie in einer Laube ſitzend, das ganze Glashaus vor dir haſt.“

Hierauf ſchritten Beide nach dem Speiſezimmer am entgegengeſetzten Ende des Wintergartens und ließen ſich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenſtühle nieder.

„Es muß ſchön hier ſein,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. „Ah! wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der Pflanzen ſo wohl thut! Dazu das freundliche Plätſchern des Springbrunnens! Du haſt eine glückliche Idee gehabt, den Wintergarten ſo zu ſagen in dein Haus hinein zu bauen. Daran wird bei ähnlichen Anlagen ſo wenig gedacht. Was nützen mir zum Beiſpiel meine großen Glashäuſer auf Stromberg? O, hätte ich mir doch ſchon früher etwas Aehnliches an

mein Haus in der Stadt bauen laſſen! — Jetzt iſt es zu ſpät."

„Sprich nicht ſo, mein lieber Hugo!" verſetzte freundlich der Andere. „Wer kann in dem Falle ſagen, es iſt früh oder ſpät? Glaube mir, deine finſteren Gedanken können dir nur ſchaden. Wirf ſie mit Gewalt weg, laß dir morgen früh deinen Baumeiſter kommen; ſo ein Gebäude von Glas und Eiſen iſt bald aufgeführt."

„Meinſt du?" fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

„Ich weiß das genau; und das Entſtehenſehen an ſich wird dich ſchon zerſtreuen."

„Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen ſolchen Vorſchlag die Achſeln gezuckt," entgegnete der Graf, „aber ich weiß nicht, woher es kommt, — wenn ich die grünen Blätter um mich ſehe und die milde Luft athme, auch das Waſſer rauſchen höre, ſo iſt mir gerade, als ſei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir."

„Den Glauben halte feſt," verſetzte George von Breda, indem er ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legte. „Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält."

„Ja, du haſt Recht," rief der Kranke aus, doch zitterte ſeine Stimme mit einem Male wieder ſchmerzlich. „Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungsloſigkeit fällt gewaltſam über uns her und drückt uns ohne Rettung zu Boden. — Und ich habe keine Hoffnung — keine — keine — keine! — —"

„— Sieh, wie ſich das ſo freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es iſt ſo angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchſe."

„O, es iſt ſchön, ſehr ſchön!“

„Und das zitternde Licht zwiſchen den Laubmaſſen, hier von unten beſtrahlt, auch die Umriſſe des feinſten Blattes deutlich zeigend, dort durchſichtig im ſaftigſten Grün.“

„Ja, es iſt alles das wunderbar ſchön.“

„Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Wiederſchein glänzt und flimmert! Man ſieht hier und da die einzelnen Tropfen, wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräſern.“

„O, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Aber für mich iſt es Täuſchung. Der Frühling iſt noch fern, ich werde ihn nicht mehr ſehen — keine — keine Hoffnung!“

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartens eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich ſprechend: „Biſt du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und ſagte mir, ich ſolle nachſehen. — Biſt du da?“

Bei dem Ton dieſer Stimme war der Graf aufs höchſte erregt empor gefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieſer fühlte, wie ſeine Hand zitterte.

„Biſt du es, Onkel George?“ fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke ſah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erſcheinen. Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, ſchöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und ſie erſchien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar ſo kunſtlos um den edlen Kopf geſchlungen, denen, die ſie dort oben ſo plötzlich hervorſchweben ſahen, wie eine übernatürliche Erſcheinung.

„Allerdings bin ich es, mein Kind," rief der Baron und setzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüsterte: „Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen."

„Du hast ja die Lichter anzünden lassen, Onkel George," fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone fort. „Das sieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig gesehen."

„Sie wird herunter kommen!" sprach leise der Graf mit bebender Stimme. „Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe sie fort, ich kann und will mich nicht sehen lassen."

„Gut, ich werde ihr sagen, daß du da bist."

„Daß ich — ?" fuhr der Andere auf; „ja, ja," sprach er gleich darauf, wie sich besinnend. „Sage ihr, wenn du willst, Graf Helfenberg sei da, ein scheuer Mensch, den es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu sehen."

Als hierauf der Baron vorschritt, erhob sich der Kranke langsam von seinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Gestalt Eugeniens sehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, seine Augen starrten nach der lieblichen Erscheinung hin, während sich seine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort stand sie und reichte seinem Freunde so herzlich die Hand, dann sagte ihr dieser leise ein paar Worte, worauf sie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabschaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; sie bewegte die Lippen, und wenn sein Ohr auch begreiflicherweise nicht einen Ton ihrer Worte verstand, so war es ihm

doch, als klängen sie in seinem Herzen wieder und als fühle er, daß sie sagte: „Das thut mir recht weh, o, das ist sehr unglücklich!" — Wie sie so schön war, so wunderbar schön! Es durchzuckte den Grafen ein entsetzlicher Schmerz, als er auf sie hinstarrend nun sah, wie sie sich langsam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in seiner Brust, als sie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er stand. O, warum durfte er nicht hervorstürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tausendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum sie nicht zurückhalten, sie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? — Warum durfte er das nicht? — O, das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Interesse zu zerreißen, welches das junge schöne, blühende Mädchen einst empfunden, als er sie gesehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, fast das Einzige, was ihn schmerzlich und doch wieder so süß an dieses Leben fesselte. Sah er ihn doch beständig vor sich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme süße Hand; ja, als er sich sogar unterstanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küssen. — O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! — Es war ihm, als zöge sie ihn gewaltsam nach, wie sie nun da droben verschwand; er warf die Hände wie flehend vor, um sie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunsche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, so elend wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, sein Leben hinter sich lassend, ihr nahe bleiben, sie umschweben zu dürfen, ein seliger Geist.

Aber ſo freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefſte erſchüttert, zuſammenbrechend, ſank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er ſtand, aber ſein Bewußtſein blieb ihm, das Bewußtſein ſeines Elends, ſeines Unglücks, ſeiner Hoffnungsloſigkeit. Er preßte die Hände vor das Geſicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus ſeinen Augen ſtürzten.

Als George von Breda zurückkehrte, fand er den Freund ſchwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er ſich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig ſitzen zu laſſen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

„Du wirſt mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden," ſagte er nach einer Pauſe mit matter Stimme, „und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht bemeiſtern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott ſei Dank! die iſt etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgeſpannt fühle, ſo bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirſt dich für ähnliche Beſuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen."

„Sprich nicht ſo, Hugo," fiel ihm der Baron ins Wort, „Du kennſt mich doch wohl genugſam, um zu wiſſen, daß ich ein paar Nachtſtunden gern aufbleibe, und beſonders, wenn ein Zweck damit verbunden iſt wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben,

als anderen Tages einen schweren Kopf und einen leeren Geldbeutel."

„Das war damals, als wir spielten."

„Ja, als wir verspielten," erwiderte George von Breda lachend, „und du immer gewannest."

„Ich hatte im Spiel ein seltenes Glück," sagte träumerisch der Graf, „habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Das ist ein Kapitel, worüber du noch nie gesprochen."

„Und auch nie sprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf," recitirte der Kranke mit so leiser Stimme, daß der Andere seine Worte kaum verstand. „Aber jetzt genug des grausamen Spiels," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen heiterer fort, „des grausamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu stehlen. Warum ich dich noch plagen will, ist, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem so oft gerühmten Eßsalon zu machen; ich muß mir das ansehen, denn es ist fast lächerlich von mir, es auszusprechen, und doch wahr: dein Rath, in meinem Hause an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigstens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieses Appartement sehen, bis wo es in dein Haus mündet."

Damit schritten die Beiden langsam durch das Glashaus dahin.

„Du hast die Pläne selbst gemacht?" fragte der Graf.

„Ich habe sie entworfen und durch einen Architekten ausführen lassen."

„Den Mann kannst du mir recommandiren; wenn es

dir genehm iſt, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßſalons, ja, wenn du nichts dawider haſt, deines ganzen Hauſes machen und mir die einzelnen Theile ſelbſt erklären. Mich intereſſirt das. Iſt dir's recht?"

„So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an ſo etwas denkſt und nicht immer von — anderen Dingen ſprichſt. Ich verſichere dich, meine Leidenſchaft iſt das Bauen," ſetzte er lachend hinzu, „und wenn du bei dir anfängſt, ſo werde ich deinen Bauaufſeher machen. Ich bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu ſpät gedacht. Haſt du wirklich Luſt, zu bauen?"

„Es könnte wohl ſein, daß ich etwas bauen will," entgegnete der Graf mit einem ſonderbaren Tone der Stimme. Faſt ſchämte er ſich, gegen den Freund falſch zu ſein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entfernteſten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauſes zu erhalten, um die Stellen zu ſuchen, wo ſie ſich aufhielt, wo ſie wandelte, wo ſie ihre Tage zubrachte.

Sie befanden ſich jetzt auf der kleinen Terraſſe, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie geſtanden. Genau auf denſelben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das Glashaus zurück, wie ſie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war ſo wohl, ſo ſelig in dieſem Augenblicke! Es war ihm, als ſei die Atmoſphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geiſtiger Hauch, und deßhalb ging er faſt bebend in den kleinen Eßſalon.

„Hier speist ihr jeden Tag?“ fragte er mit leiser Stimme.

„Fast jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine sitzen.“

„So auch heute Abend?“ fragte hastig der Kranke. „Man sieht es, dort stehen noch die beiden kleinen Fauteuils. — Und hat deine Frau nicht gelesen?“ setzte er mit einem fast lauernden Blicke hinzu. „Ja, es muß so sein, auf dem Gesimse des Kamins ist die Lampe stehen geblieben.“

„Ja doch, sie wird gelesen haben,“ erwiderte unbefangen George von Breda. „Dort hat sie ihren Platz. Eugenie sitzt ihr gegenüber.“

„Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergessen,“ sprach der Graf scheinbar sehr ruhig. „Es muß sich vortrefflich daran sitzen.“

Bei diesen Worten ließ er sich mit einer Aengstlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen gesessen. Er blickte beinahe furchtsam auf seinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieser könne seine Absicht merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und setzte sie auf den Tisch.

„Auch die Zeichnung eines solchen Fauteuils bitte ich mir aus,“ fuhr Graf Helfenberg nach einer Pause fort; „ich habe wahrhaftig nichts so Bequemes. O, wie es sich angenehm darin sitzt!“

Und in der That durchströmte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab;

er legte ſie alsdann auf das Kamingeſims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenſtände, die er von ſeinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerſchirm, der ſich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu ſeinen Füßen, um ſich zu überzeugen — ſo ſagte er — ob derſelbe ſehr dick und weich ſei — dann ſtand er ſeufzend auf.

„An dieſen Eßſalon," ſprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, „ſtößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt."

„Das iſt ein hübſches Kabinet," antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit ſeinen Fingern berührte. „Und nun iſt es gut," ſprach er darauf, „mache deiner Frau mein Compliment und ſage ihr, ich laſſe um Entſchuldigung bitten, ſie ſo ſpät am Abend geſtört zu haben; aber ohne Verſprechen, daß ich es nicht noch einmal ſo mache. Der Wintergarten ſei deliciös, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einſamkeit beſuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht."

„Daran ſoll es nicht fehlen, und du wirſt ſie ſehr ſchnell erhalten," verſetzte George von Breda, indem er den Grafen freundſchaftlich unter den Arm faßte und durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. „Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzuſehen. Komm, wann du willſt, und du wirſt ſehen, daß wir deinen Wunſch, allein ſein zu wollen, reſpectiren."

„Ich danke dir herzlich," antwortete der Kranke, und dabei reichte er dem Freunde beide Hände; „du haſt mir

einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!"

„Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung."

„Welche Idee! Wozu das? — Auf keinen Fall! Dein Kutscher wird mich sicher nach Haus bringen. — Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!"

Damit stieg er in das Coupé, und ehe der kleine Friedrich, der diensteifrig am Schlage stand, diesen schließen konnte, rief er nochmals hinaus: „Aber vergiß mir die Pläne nicht!"

„Gewiß nicht."

„Gute Nacht!"

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helfenberg befand sich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßsalons mit seinen traulichen Plätzen umschwebt, wie ein plötzlich zerrissener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeste der Bäume beugten sich vor dessen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einsam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen stillen Thälern, wo er für kurze Zeit so glücklich gewesen war und wieder so entsetzlich elend; nur einen Augenblick sah er die hellere Straße, dann wurde sie bei einer raschen Wendung des Wagens seinem Gesichtskreise entrissen, — ja, hinweggerissen, wie auch alles, was er liebte, was ihn so unendlich glücklich gemacht hätte, hinweggerissen wurde von seinem schmerzer-

füllten Herzen. Selbst die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine schien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinsame Sache machen: sie, die auch vergänglich waren wie er, sie jagten dorthin, wo er her kam, sein Pfad schien ihnen zu kurz, zu traurig. — Und warum mußte es so sein? Warum konnte er, so jung noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein sehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen so viel hätte bieten können? Warum stand er in den Jahren, wo man sich freuen und immer inniger fühlen soll, schon am Ende seiner Tage? Warum? — warum? Und dieses warum? fragte er sich oft, und bei jeder neuen Frage schloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter seine Hände, biß er sich die Lippen blutig. — Warum? — warum? Für die Erde, die jetzt kalt, schwarz und finster um mich liegt, ist diese Sturmnacht, diese winterliche Erstarrung nur ein vorübergehender schwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräser und Blumen, die jetzt der starre Tod umfangen hält, werden aufleben zu einem frischen Dasein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeschaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menschenaugen; warum ich nicht? Warum? — warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zusammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit gesehen, die glänzend bestrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Gestalt erschien, an seiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geschehen seit längerer Zeit, so erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung sein Herz; er bäumte sich auf und stöhnte: Nein, ich will nicht! — ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in diesem Augenblicke der Wagen aus schnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und so gewaltsam seine finsteren Träumereien zerriß. Zu abgespannt und gleichgültig, um nach der Ursache des Haltens zu blicken, drückte er sich fest in die Ecke des Coupé's, und doch konnte er sein Ohr, wie er wohl gewünscht, nicht verschließen, und vernahm deßhalb die Stimme des Kutschers, der scheltend sagte: „Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?"

Darauf antwortete eine andere Stimme: „Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß man bei der finsteren Nacht gerade nicht blind zu sein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem so polizeiwidrig rasch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchst unangenehme Art zusammen zu gerathen. Statt zu schimpfen, hätten Sie besser gethan, sich zu entschuldigen; item, merken Sie sich das für ein ander Mal."

Der Graf horchte auf, als er diese Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon setzte sich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Gestalt des Armenarztes, der an der Straße stand und heftig mit seinem Regenschirm gesticulirte.

Warum mußte gerade dieser die Ursache sein, daß der Graf seinen finsteren Gedanken entrissen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung sah? Oft erscheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unseren Augen etwas wie ein zuckendes Licht — es ist nicht das

Leuchten eines Blitzes, es iſt nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die troſtloſe Finſterniß, es iſt im Stande, unſere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Geſtalt des Arztes der Armen, ſeines Arztes vor ſich ſah; gehörte er doch auch zu denen, die in deſſen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutſchers in das Coupé hinein ging, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erſtaunt ausrief: „Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei dieſem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das faſt noch mehr wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Verſuch Ihres Kutſchers.“

„Und Sie, beſter Doktor, was machen Sie ſo ſpät hier?“

„Was ich ſo ſpät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten ſchlägt keine Stunde.“

„Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen — ich fahre Sie nach Hauſe.“

„Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einſteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei dieſem Nachhauſeführen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint ſein kann.“

„Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor,“ ſagte haſtig der Graf. „Aber kommen Sie in den Wagen.“ — Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens ſtehen geblieben.

„Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigenſinnig bin wie ein altes Maulthier. Aut Caesar, aut nihil, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht.“

„Ich ſehe wohl, mit Ihnen iſt nicht zu ſpaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutſcher zuzurufen, er ſolle nach Hauſe fahren, ſo wäre ich ſehr dankbar dafür.“

Alſo that Doktor Flecker, dann ſchüttelte er ſeinen Regenſchirm ab und trat in das Coupé, welches im raſchen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten ſie das Pflaſter, wo das Rollen auf den Steinen die Converſation ſehr beſchwerlich gemacht hätte, weßhalb eine ſolche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen ſie auch vor das Palais des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erſtaunen der Dienerſchaft dem Coupé entſprang. Sorgfältig half er dem Grafen ausſteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er ſich empfehlen, doch ſagte ihm der Kranke: „Wenn Sie nicht gar zu ſehr preſſirt wären, mein lieber Doktor — eine Frau, die Sie ſehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht — ſo würde ich es als eine Gunſt anſehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen.“

„Und woraus ich mir ein Vergnügen mache,“ entgegnete heiter der Doktor. „Wenn Eure Erlaucht mir alſo erlauben,

ſo ſteigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe iſt ein bischen kühl.“

Damit faßte er den Grafen unter den Arm, und Beide ſtiegen langſam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, faſt freundlich ausſahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte ſeinem Herrn und deſſen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patſchte er Einem von der Dienerſchaft, der bei ihm ſtehen geblieben war, mit der dicken, fleiſchigen Hand auf die Bruſt und ſagte: „Wenn ich je einmal König werden ſollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachſten Hausmitteln auszurichten verſteht, davon habt Ihr gar keine Idee.“

Dieſes Lob des alten Pförtners gründete ſich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeſchwerden, die er häufig hatte, bald dieſen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigeſtionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und ſonſt nichts geſetzt hatte. — Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war ſchon längſt oben in den Zimmern verſchwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachſinnen verſunken, und dann, ehe er in ſeine Loge zurücktrat, ſeufzend bemerkte: „Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch beſſer gethan als all die Kuren, mit denen ſie ihn ſchon gequält haben. Wie ſchon geſagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt.“

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ

sich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen ermüdet, in seinen Lehnstuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen anderen herbeigerollt.

„Sie sind Raucher?"

„Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife."

„Nehmen aber auch ausnahmsweise eine Cigarre?"

„Mit Vergnügen."

„Und was glauben Sie, bester Doktor," fuhr der Hausherr lächelnd fort, „zu einem Tropfen sehr guten Punsch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts schaden?"

„Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht begingen," meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte sich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

„Und erlauben Sie mir auch ein Glas?" fragte der Hausherr.

„Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringsten Schaden thun."

„Schaden mehr thun, wollten Sie sagen," erwiderte der Andere und betonte das „mehr" sehr scharf. „So seid ihr Aerzte. Zuerst quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltsamkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu lassen, wie Gott will."

„So war es in der That nicht gemeint," versetzte der Armenarzt. „Ich halte einen guten Punsch für ein sehr unschuldiges Getränk."

„Sei es darum," sprach Graf Helfenberg, indem er sich in seinem Fauteuil ausstreckte. „Wir wollen einmal einen

kleinen Exceß begehen auf Ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir ſchon zugelegt, und da Sie es erlauben, alſo auch ein paar Tropfen Punſch."

Dieſer wurde auch im nächſten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Kryſtallbowle gebracht. Derſelbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläſer und verließ eben ſo ſchweigend wie vorhin das Zimmer.

„Wo kommen Sie denn ſo ſpät her, beſter Doktor," fragte der Hausherr nach einer Pauſe, „bei dieſem entſetzlich ſchlechten Wetter?"

„Natürlich von einem Kranken, Erlaucht."

„Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr."

„O ja, in den kleinen Häuſern an der Chauſſee viele arme Leute."

„Richtig, arme Leute."

„Meine Patienten."

Der Graf ſah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus ſeinem Punſchglaſe ſchlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt, und das wirklich abſcheuliche Wetter hatte ſeine Stiefel und den unteren Theil ſeiner Beinkleider ziemlich ſtark mitgenommen.

„Ich hatte da einen ſehr ſchönen, intereſſanten Fall," ſagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. „Ein ſchwerer Fall, der mich recht freut."

„So! ein ſchwerer Fall kann den Arzt recht freuen?"

„Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang iſt. — Daß wir Aerzte," fuhr der Doktor fort, „ſehr häufig im Dunkeln umher tappen, iſt eine alte Geſchichte, und ſehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf;

auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um so freudiger ist es dann aber für Jemand, der seine Wissenschaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finstern selbst der unbedeutendste Lichtstrahl erscheint, wenn man einsieht, man war auf falschem Wege, und biegt nun plötzlich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße ein."

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand gestützt und lauschte aufmerksam. „So geben Sie zu," sagte er nach einem kleinen Stillschweigen, „daß ihr Aerzte euch öfters irrt?"

„Davon ist Niemand besser überzeugt, als ein denkender Arzt selbst," erwiderte eifrig der Andere.

„Und doch habe ich noch nie gehört," sprach der Graf, „daß ein Arzt selbst beim schwierigsten Falle in Verlegenheit gekommen wäre, augenblicklich zu sagen: Dies oder Das ist die Krankheit des Patienten."

„Es gibt allerdings Bevorzugte unserer Kunst, die, ich möchte sagen, von der Natur mit einem glücklichen Scharfblick begabt sind, um sogleich die Diagnose einer Krankheit stellen zu können."

„Die sich aber auch irren können und dann wieder um so weniger geneigt sind, den falschen Schritt, den sie vielleicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!" bemerkte der Graf.

Hierauf versank er wieder in tiefes Nachdenken, doch schien dasselbe unangenehmer Art zu sein; sein Kopf glitt von der Handfläche herab, und die Finger gruben sich in sein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und hatte

offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem prächtigen Kabinet umherſchaute, all dieſen Reichthum, all dieſen Luxus ſah und dazu die zuſammengebrochene Geſtalt des jungen Mannes vor ſich.

Dieſer richtete ſich nach einiger Zeit haſtig in die Höhe, warf einen feſten, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit ſcharfem und beſtimmtem Tone: „Und was mir fehlt, darüber ſcheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrſchen, und Ihre Anſicht vereinigt ſich mit denen der Uebrigen. — — Bitte, lieber Doktor, geben Sie mir eine Antwort," fuhr er nach einer Pauſe fort, als der Arzt achſelzuckend ſchwieg.

„Ich hatte, wie Eure Erlaucht am beſten wiſſen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zuſtand genauer zu unterſuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenſchein erlauben dürfte, ſo ſtimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zuſtande gehört."

„Daß ich —? Bitte, ohne Umſchweife!"

„Daß ſich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen."

„Symptome!" lachte bitter der Kranke. „Davon kann nicht mehr die Rede ſein, ſondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den gefährlichſten Anzeichen. — Oder den beſten," ſetzte er finſter hinzu, „wenn ich endliche Erlöſung für ein Glück halte."

Er drückte ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, dann fuhr er fort: „Ja, ſo iſt es; ſo haben mir eine Menge Ihrer Collegen geſagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müſſen, die oft ſchlimmer waren, als meine Leiden ſelbſt. Nehmen wir alſo an: es iſt, wie auch Sie ſagen.

Und ich bin jetzt selbst so davon überzeugt, daß ich seit langer Zeit mit Niemandem mehr darüber sprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, bester Doktor — bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als sonst? — Genug, ich habe ein solches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich — nicht an eine Rettung glaubend," sprach er, bitter lächelnd — „aber einen Trost darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zustand zu reden."

„Was mir vom höchsten Interesse ist!" entgegnete Doktor Flecker, wobei er sich vornüberbeugte und seine Brillengläser scharf auf den Kranken richtete.

„Es ist vielleicht kindisch von mir," meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; „aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte sich irren können!"

„Recht gern und mit bestem Gewissen!" versetzte lachend der Doktor. „Es irren sich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für sechs Kreuzer schreiben, sondern auch Geheime Obermedicinal- und Sanitätsräthe, Generalstabs-, Hof- und Leibärzte, und, wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menschengeschlechts in diese liebe Welt gesetzt."

„Gut denn. Wenn ich eine Indigestion habe," fuhr der Graf fort, „so habe ich vielleicht zu stark dinirt; einen Katarrh, ein schlimmes Fieber oder dergleichen, so habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Ursache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir schon un-

zählige Mal entgegnet worden iſt. Nachdem ich lange in die betreffenden Aerzte gedrungen, ſprach man achſelzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reiſen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles ſonſt noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben — was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten," ſetzte der Kranke ſtolz hinzu, „und woraus Sie ſehen können, lieber Doktor, wie ſehr ich Sie ſchätze und achte — daß ich weniger wild gelebt, als Tauſende meiner Bekannten; daß meine Reiſen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen geſtehen, was ich nie einem Menſchen geſtand, daß ich eben dieſe letzten Reiſen, von welchen man meine Leiden herſchreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeiſt diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben ſagte," fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, „iſt die ſtrengſte Wahrheit, und wenn Sie mich in einer ſchweren Stunde wieder darum befragen würden, ſo könnte ich mit dem beſten Gewiſſen nicht anders ſprechen. Glauben Sie alſo meinen Worten?"

„Ich glaube feſt daran!" entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

„Das vorhin Angegebene kann alſo nicht die Urſache meiner Leiden ſein; noch weniger aber ſind ſie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wiſſen, daß ſich mein Vater und mein Großvater derſelben vortrefflichen Geſundheit erfreuten, wie ich ſelber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte."

„Und dieses Augenblickes erinnern Sie sich deutlich?“

„Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zusammen, was mich auch sonst ihn nicht leicht vergessen ließe.“

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört.

„Darf ich Eure Erlaucht,“ sagte er alsdann, „um eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erscheint,“ setzte er, wie seine Forderung entschuldigend hinzu.

„Warum nicht! Es ist mir sogar eine Erleichterung,“ erwiderte Graf Helfenberg. „Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieser tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corso, wir besuchten Theater und Bälle, wir amusirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verschliefen.“

„Der Herr Graf sagten: wir; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem Wir verstehen?“

„Ja so, das habe ich vergessen. Ich traf in Florenz einen Russen meines Alters, der mir ausnahmsweise sympathisch war, ja, zu dem ich mich so hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excursionen zusammen machten. Es war ein nobler Charakter und wissenschaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel sagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntnisse, hatte schon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und sprach die Landessprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, fast ohne fremden Accent. Wir sahen einander ähnlich, ja, man hatte uns schon für

Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen ſeiner tollen Abenteuer. — Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben," ſprach der Kranke nach einer Pauſe ſeufzend; „bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er iſt friſch und geſund. — Aber weiter.

„Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hauſe; er fuhr allein auf den Corſo, ſpeiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und es nicht unterlaſſen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köſtlichſten Geſchichten zu erzählen, ſo ſagte er, die ihm jemals paſſirt. Ehe ich auf den Corſo ging, erzählte er, ſchlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu beſorgen; ich ſah da einen einfachen, aber ſehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen ſolchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch ſonſt noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff, Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchſetzen. So verſprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch ſein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den beſtellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amuſirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem ſchwarzen weiblichen Domino auffallend intriguirt; derſelbe hatte eine ſtahlblaue Atlaßmaske vor dem Geſichte, aus dem ein Paar glänzender Augen hervorſtrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechſelnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte ver-

schwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte sie jetzt einen rosa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, sagte sie. ‚Hast du deinen Wagen drunten?‘ — Was sollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu besinnen, entgegnete ich, allerdings sei der Wagen drunten. — So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete sie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des schönsten Abenteuers, und ich beschloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtsinniger Russe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der rosa Domino folgte, wie er gesagt, wir stiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutscher wissen, entgegnete sie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutscher stille, dunkle Straßen aufsuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir also in der Finsterniß fort, ich sehr gespannt auf die Entwicklung dieser Geschichte. Der Anfang dieser Entwicklnug ließ auch nicht lange auf sich warten; sie drängte sich an meine Brust, indem sie sagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir gesehen, du böser Mensch; warum kamst du nicht? — Da man in Rom zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlassungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corso, so antwortete ich kecklich, ich sei mehrere Stunden dort gewesen, was auch keine Lüge war. — Aber unter unserem Balcone habe ich dich nicht gesehen, forschte sie weiter. — Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römische Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. — Ach, das ist wahr! seufzte sie; leider ging

er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte — sie spaziert mit meinem schwarzen Domino und meiner blauen Maske statt meiner oben im Saale — so wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich gewesen, dich einen kleinen süßen Augenblick zu sehen.

„So erzählte mein Russe," fuhr der Graf fort, und als er so erzählt, lächelte er vergnügt in sich hinein, ehe er weiter sprach: Ja, sie hatte Recht, wir sahen uns einen kleinen, süßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angst zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es sei auf eine Prellerei abgesehen und ich habe es mit einer listigen Person zu thun. Aber das war sie nicht, und wenn auch eine Rose ohne Dornen, so war sie doch eine frische Rose. — Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und somit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich so klug gewesen wäre, mich darauf nach Hause zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verschwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Nase an Nase mit jenem Domino zusammen, dessen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, so blieb ich erwartend stehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur sah ich aus seiner schwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langsam wie möglich stieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu lassen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, setzte mich hinein und fuhr nach Hause.

„Das erzählte er mir," fuhr der Graf nach einer Pause fort, „und auch ich war leichtsinnig genug, über das köstliche

Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. — Es sollte aber seine ernsten Folgen haben."

„Das kann ich mir denken," sagte kopfnickend der Armenarzt, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehorcht.

„Schon den anderen Abend," sprach der Graf weiter, „als wir vom Monte Pincio über die spanische Treppe hinab stiegen — es dunkelte bereits — drängte sich ein Kerl an uns und stieß plötzlich mit dem Messer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Faustschlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte sich indessen in den nächsten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meistens mir die Attentate galten. Ich muß gestehen, daß mein Russe darüber in Verzweiflung war und, als diese Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur Abreise rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unsere Anstalten; doch ehe wir uns in den Reisewagen setzten, erkrankte mein Freund plötzlich, anscheinend mit gefährlichen Symptomen, so daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlassen, doch beschwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung aussprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen stellte ich ihm vor, wie es mir für seine Pflege besser erscheine, wenn ich in der Nähe bleibe. — Umsonst! er versicherte mir, die Angst wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen lassen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenstaate hinaus würden diese Geschichten schon aufhören. Was ihn selbst anbelange, so müsse er jedenfalls einige Zeit zu Hause bleiben, könne sich also vollkommen schützen, und dann scheinen auch unsere unsichtbaren Feinde der festen Meinung zu sein, ich sei der Uebelthäter. — Interessirt

es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?" unterbrach ſich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von ſeinem Punſche.

„Ob es mich intereſſirt!" erwiderte der Armenarzt. „Ich bin ſehr begierig auf den Verlauf und Schluß."

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorcht. Schon eine lange Zeit ſaß er vornübergebeugt und hielt ſein Punſchglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längſt ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken ſchien.

„Bitte, Erlaucht," ſagte er, „laſſen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten."

„Wir ſind bald am Ende," entgegnete der Graf. „Ich verließ Rom und meinen Freund mit ſchwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutſchen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der ſich mir herrenlos bei meiner Abreiſe vorſtellte und der ein vortrefflicher Bedienter war."

„Ah!" machte der Doktor, und dieſes „Ah!" klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraſchung.

„In Albano," fuhr der Kranke fort, „blieb ich faſt acht Tage, immer hoffend, der Zuſtand meines Reiſe-Geſellſchafters würde ſich vielleicht beſſern und ihm erlauben, mir zu folgen. — Vergebens. — — Aber hier in Albano war es, beſter Doktor," ſagte der Graf mit einem düſteren Blicke auf ſein Gegenüber, „wo ſich die erſten Anfänge meines Leidens zeigten."

„Da schon? Ja, es ist möglich," entgegnete der Arzt mit ganz leiser Stimme.

„Ich spürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Brustbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erst als ich einige Zeit in Neapel war — mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreise wieder hergestellt und eingetroffen — stellten sich abermals dieselben Erscheinungen ein und blieben mir von da an," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „beständige und treue Begleiter. Ich zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achseln, man rieth mir, Italien zu verlassen, deutsche Bäder zu gebrauchen. Doch sah ich wohl an den Mienen Ihrer italienischen und französischen Collegen, von welcher Art sie mein Leiden hielten und welche Ursachen man demselben unterlegte."

„Und jener italienische Bediente," forschte der Doktor mit einer wahren Aengstlichkeit, „den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?"

„Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Russe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen."

„Er ging nach Rom zurück," wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone seiner Stimme, dann setzte er hinzu, aber so leise, daß der Kranke seine Worte nicht verstehen konnte: „Nachdem sein Werk vollendet; — ein Lichtstrahl! ein Lichtstrahl!"

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte ſehen müſſen, wie ſeltſam ſeine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht geweſen wäre.

„Daß es mir bei deutſchen Aerzten und in deutſchen Bädern nicht beſſer ging," ſagte der Graf nach einer Pauſe, „haben Sie gehört und ſehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorner Mann ſei."

„Und ſprachen Sie bei dieſen Conſultationen," fragte Doktor Flecker, „nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?"

„Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer ſarkaſtiſchen Aeußerung, die mir in die Seele ſchnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich ſelbſt recht viele ſolcher Abenteuer beſtanden, wie ich da von meinem ruſſiſchen Reiſegeſellſchafter erzählt. Was ſollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg."

Das Benehmen des Armenarztes hatte ſich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; ſo unbeweglich er vorhin da geſeſſen, Punſchglas und Cigarre in der Hand, ſo beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei ſchien er ſehr zerſtreut; denn er ſetzte das Punſchglas in die Aſche des Kaminfeuers, während er die Cigarre auf das Kamingeſimſe legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand, dem es unbehaglich iſt, ſtill ſitzen bleiben zu müſſen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch geſticulirte er ſonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch ſein Haar und nahm mit der anderen die Brille ab, um deren Gläſer

zu wiederholten Malen mit seinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente so ohne Augengläser da saß, so hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt schien, und dazu paßte auch vollkommen die Stellung seiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben sollen, er wolle jetzt laut auflachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

„Für das, was Sie mir mitgetheilt, Herr Graf," sprach er nach einem längeren Stillschweigen, „sage ich Ihnen meinen besten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verschweigen, daß ich mich gewiß nicht für gescheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man — wie soll ich in der Geschwindigkeit sagen? — empfänglicher ist, aufgeweckter, erleuchteter — erleuchteter, das ist das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel schwinden, die der liebe Gott so weise über Vieles in seiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Wesen Inneres, vor dem man zurückschrickt aus Freude und Entzücken. — — Aber nein, nein!" unterbrach er sich selber, indem er aufsprang und sich, mit den Händen heftig gesticulirend, dicht vor den Grafen stellte; „ich muß das ruhiger sagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punsch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie sich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders sprechen kann, als ich spreche; ja, Sie müßten mir verzeihen,

wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftſprung machte. A—a—a—h!"

Damit ſchnappte er nach Luft und faßte ſich dann mit ſeinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um ſich ſelbſt ein wenig zurecht zu ſchütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erſtaunen dieſen ſeltſamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Beſonderes dahinter ſtecken müſſe, und vielleicht für ihn etwas ſehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete ſich deßhalb haſtig aus ſeiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend anſehend.

„Ich muß mir ſelbſt eingeſtehen," fuhr dieſer fort, wobei er ſich vor die Stirn ſchlug, „daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber," ſetzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er ſeine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, „Sie werden mir zugeben müſſen, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn jemand, der in tiefer Finſterniß gewandelt, auf einmal aufſchreit, da er einen Lichtſtrahl ſieht!"

„Einen Lichtſtrahl? O, einen Lichtſtrahl?"

„Ich ſollte nicht ſo ſprechen," ſagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung faſt umſchlug. „Und ich will auch mein Maul halten, um Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die ſich vielleicht doch nicht erfüllen könnten."

„Aber ich bitte, ſprechen Sie!" erwiderte haſtig der Kranke. „Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir ſind ſchon ſo viele verſchwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. — Iſt es doch immer eine Hoffnung,

die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigstens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. — — Sie glauben," forschte er nach einer Pause, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, „mein Leiden sei anderer Art, als man mir bis jetzt gesagt?"

„Ich glaube so," sprach der Andere feierlich.

„Sie glauben an eine Ursache, die — wie soll ich mich ausdrücken? — in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?"

„Minder gefährlich? — Das kann nur Gott wissen. Aber ich glaube an eine Ursache, der wir vielleicht im Stande sind, mit unseren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken."

„Erfolgreich, Doktor!" rief der Kranke, während sein Körper zusammenzuckte. „O, seien Sie nicht grausam! zeigen Sie einem Verdurstenden nicht einen Strahl klaren, frischen Wassers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!"

„Ich habe gesagt: vielleicht erfolgreich," entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. „Aber wenn ich weiter sprechen soll, so müssen Sie mich mit Ruhe anhören."

„Ich werde mich dazu zwingen," erwiderte der Graf mit leiser, bebender Stimme. „Welche Ursache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?"

„Ehe ich das sage," fuhr der Doktor mit einer fast quälenden Ruhe fort, „erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf Ihrer italienischen Reise Unglück beim Reiten? Sie stürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römischen Geschichte?"

„Es war einige Monate später. Jener Unfall war nicht so bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was ist die Ursache meiner Leiden?"

— „Gift!" sprach der Doktor, das schreckliche Wort nur schwach betonend. „Ja, Gift, wahrscheinlich Arsenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Dosen beigebracht."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!" wiederholte der Kranke, aber er sagte das mit keinem Tone des Schreckens, er sagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine schwere Last von der Seele fällt. — „Gift! Ist mir doch dieser Gedanke selbst schon zuweilen wie ein Blitz erschienen. — Und wenn dem so wäre, Doktor? Ist alsdann — doch wozu" — fuhr er leidenschaftlich fort — „nach einem Lichtstrahl, den wir schimmern sehen, zu vermuthen, nun werde in die finstere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum sind wir so leichtgläubig in unseren Hoffnungen und Wünschen? Nicht wahr, Doktor, das ist kindisch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig sein."

Damit faltete er die Hände und senkte seinen Kopf tief auf die Brust herab.

„Einen Lichtstrahl haben wir," versetzte gerührt der Armenarzt, „und die Hoffnung ist uns nicht unverwehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so soll es sich in nächster Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns diese erscheint, ist ja auch die Sonne nicht mehr fern."

„O, mein Gott! mein Gott!" rief der Kranke erregt.

„Sie haben selbst gesagt, sie wollten ganz ruhig sein,

und darum muß ich Sie bitten. Sie haben ſich ſo männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungsloſigkeit; bezwingen Sie ſich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, ſprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. — — Ja, ich will darauf ſchwören, daß meine Anſicht die richtige iſt; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückiſchen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerſtören, doch zu lähmen."

„Und?" fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden, flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete ſtatt aller Antwort ſeine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber feſter die Brille an das Geſicht und ſagte: „Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?"

„Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um ſo mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühſtück; auch ſervirte er häufig mein Diner, welches ich zu Hauſe nahm."

„Das iſt für heute genug," verſetzte Doktor Flecker nach einer Pauſe. „Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, ſo gut als es Ihnen möglich iſt. Nehmen Sie ein Brauſepulver; regen Sie ſich nicht weiter auf — aber ich begreife wohl, das Letztere iſt ein Rath, den zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich iſt. — Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen ſprechen wir weiter."

„Und Sie wollen mich verlaſſen?" fragte ängſtlich der Kranke. „O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen ſogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten laſſen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort."

„Ich muß," entgegnete achſelzuckend der Arzt. „Was ſollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, — Jemand ohne Troſt und Hülfe laſſen!"

„Ja, Jemand ohne Troſt und Hülfe zu laſſen, iſt ſchrecklich. — Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anſpannt."

Der Armenarzt ſchüttelte lachend den Kopf.

„Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder," ſagte er, „wie ich jetzt zu Fuß nach Hauſe gehe. Meine Patienten würden ſich fürchten, wenn ſie mich im Wagen ſähen. — Aber jetzt Ruhe, ſo viel Ihnen möglich iſt. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der ſich erhoben und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen blieb. In ſeinem Kopfe jagten ſich Gedanken, Wünſche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltſam nieder, und was er ſeinen Phantaſieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe ſein müſſe, der allein, allein an das Wrack ſeines Fahrzeugs geklammert, umtost von der grollenden See, plötzlich an dem finſter umzogenen Horizonte ein weißes Segel ſähe. Das dachte er ſchaudernd und wünſchte ſich ein ſolcher Schiffbrüchiger zu ſein.

Unterdeſſen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einſam liegenden Straßen ſeiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor ſich hin ſprach, als: „Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er ſein. O,

wenn das wäre und Doktor Flecker es entdeckt hätte! — Brrr! das wäre eine wundervolle Geschichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem gesammten Collegium zu sagen: „Sie werden mir zugeben, verehrteste Herren, es ist eigentlich sonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen ist, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt.“

Dann rieb er sich die Hände und versank so in Gedanken, daß er auf dem ihm sonst so wohl bekannten öden Hofe seiner Wohnung stolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er diese geöffnet und wieder geschlossen, über die weiten hallenden Treppen sogleich seinem Zimmer zuzugehen, schlich er an die Wohnung seines Freundes Larioz und drückte dort leise die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es stand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottschalk saß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußspitzen schleichend, trat der Doktor näher und sagte flüsternd: „Gelt, ich habe dich warten lassen, Kleiner? Aber ich hatte draußen so viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. — Was macht unser Freund?“

„Jetzt schläft er ruhig,“ antwortete der kleine Schreiber. „Vor einer Stunde klagte er über Kopfschmerzen, über Frost und Hitze.“

„Sprach er etwas?“

„Ja, über Sachen, die ich nicht verstand, von einem maurischen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch suchte er immer einen Vers zu finden, dessen Anfang er häufig sagte: „Traue, treue Trina —“

„Da hat er phantaſirt.“

„Ja, er hat phantaſirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer ſchönen Spanierin; das kam am häufigſten vor, und dann ſah er mich mit ſeinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Iſt ſie nicht ſchön? worauf ich natürlicher Weiſe keine Antwort geben konnte.“

„Begreiflich, begreiflich!“ erwiderte raſch der Andere. Dann näherte er ſich behutſam dem Bette und ſagte alsdann zurückkommend: „Es hat nichts zu bedeuten, er ſchläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Neſt.“

„Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantaſiren, und mich ſo dringend fragt, wie vorhin, ob ſie nicht ſchön ſei?“

„Dann gib ihm zur Antwort,“ ſprach der Doktor, „ich ſei da geweſen und hätte geſagt, Dulcinea ſei das ſchönſte Weib auf Erden.“

Damit zog er ſich kopfnickend zur Thür hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte.

Es kann uns, liebenswürdige Leserin, imgleichen theurer und geneigter Leser, in diesem Leben öfters passiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergessen, so doch in gewissen Zeitläuften einigermaßen vernachläßigen. Dieses Mal spreche ich nicht von uns beiden, sondern meine einen Bekannten in vorliegender, sehr wahrhaftiger Geschichte, dem ich schon lange einen Besuch zugedacht, ohne diesen Vorsatz mit dem besten Willen ausführen zu können. Es ist aber kein Besuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche, zu Doppelthüren führt, die sich wie von selbst leise öffnen und schließen; auch fahren wir nicht im sanft rollenden Coupé, sondern bedienen uns unserer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt sind, wo die Häuser keine Dächer zu haben scheinen, diese wenigstens in ihrer Farbe sich kaum merklich von der Luft unterscheiden, so daß man oft mit Er-

ſtaunen zu ſehen glaubt, wie Schornſteine und Dachläden ohne allen Zuſammenhang mit der Erde am Himmel ſchweben.

In dem Hauſe, das wir beſuchen wollen, ſteigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leſer ſie wieder erkennt, dieſe Treppe. Wie ſo Vieles in dieſer armen Welt, das im Laufe der Zeit alt und unſcheinbar geworden, war auch ſie einſtens ſchön geweſen — die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufſtehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, ſieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzconſtructionen, daneben aber auch um ſo genauer die Verwahrloſung, in der ſich Alles befindet.

Die Treppenſtufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerſt hier waren; wir laſſen den erſten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns ſeine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in ſeinem Käfig vergnügt auf und ab hüpft, in der Fenſterniſche; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirſchfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort iſt auch die Kiſte mit den Rehfellen, welche Sophaſtelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln ſitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einſtens erlegt und nun im Begriff iſt, ſich ſeiner ſchweren Jagdſtiefel zu entledigen. Auf dem Boden ſtehn ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen ſteckt, während er behaglich mit der Zunge ſchnalzend ſagt: „Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man ſich ſo wieder einmal recht warm machen kann. Es iſt da draußen im Walde recht ſchön, aber man

kriegt's auch satt, namentlich wenn man nicht darauf halten kann, wie man will, und stundenlang herumschleichen muß, um das Wild zu verhören."

Vor dem Jäger, Herrn Brenner, der also sprach, stand der kleine Franz, den Hirschfänger des Vaters auf der Schulter und dessen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber so tief über ihn herabhing, daß er fast die Achseln berührte.

„Und hast du viele Bären geschossen?" fragte der Kleine. „Du hast gesagt, du wolleſt mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt sei, spazieren gehen."

„Habe ich das wirklich gesagt?" versetzte lachend und wie erstaunt der Jäger. „Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieses Jahr schlecht gerathen sind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtasche, das soll dir die Mutter ausstopfen lassen."

„Ein Eichhorn?" fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; „wo ist mein Eichhorn?"

„Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter sagt? Geduld ist der Seelen Speise, aber schlimm für den, der sie essen muß. Du wirst mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe esse, die Mama mir gekocht hat. Ich versichere dich, das Eichhorn läuft nicht mehr davon."

„Darf ich es ihm vielleicht geben?" fragte Frau Brenner mit sanfter Stimme. „Du weißt, wie die Kinder sind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut ist."

„Meinetwegen," entgegnete der Jäger. „Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu ſein! Es war draußen unheimlich und kalt." — Dabei dehnte er ſich, ſtreckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu ſeinem vollen Bart, in dem er ſich kratzte.

An dem Tiſche ſaß eine Frau, die eben erſt angekommen war: ſie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und geſtrickte Handſchuhe an den Händen; bis jetzt hatte ſie noch kein Wort geſprochen, auch ſchien ſich Herr Brenner nicht ſonderlich um ſie zu kümmern; doch fragte ſie jetzt: „Alſo war die Jagd nicht ſchön?"

„Was ſchön!" antwortete brummig der Jäger. „Eine Jagd iſt immer ſchön, wo es was zu ſchießen gibt."

„Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht," fuhr die Frau fort. „Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der ſich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er ſagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda ſei wunderſchön und in Ordnung wie keine."

Herr Brenner hatte mit finſterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell ſtreichelte, auf dem er ſaß. Da ihm aber das, was er ſo eben gehört, begreiflicherweiſe keinen Anlaß zum Aerger gab, ſo zog er die Augenbrauen in die Höhe und ſprach mit gefälligerem Tone und die Achſeln zuckend: „Wenn der Klaus das ſagt, muß es wahr ſein. Und er hat Recht, unſer Revier iſt in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein famoſer Wildſtand. Und doch diesmal eine ſchlechte Jagd. Nicht wahr, das verſteht Ihr nicht, Frau? Und es iſt doch wahr."

„Nein, das verstehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet."

„Eigentlich geht's Euch gar nichts an," versetzte kurzweg der Jäger; „da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch sehe, daß Palmarum trotz seines Eichhorns — gelt, das ist ein schöner Kerl?" unterbrach er sich, „und man sieht gar keinen Anschuß — Maul und Nase aufsperrt, um mich zu hören, so will ich Euch denn sagen, warum die Jagd gut und doch schlecht war."

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe gesehen, die noch nicht fertig war, und sich dann neben ihren Mann gesetzt, wobei sie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in seinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das schon starre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße steif gestreckt und zeigte die nadelspitzen, langen weißen Zähnchen.

„Im Herbst ist die Zeit," sprach Herr Brenner, „auf die sich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da sind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar seiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher sich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht so viel versteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuse zu fangen, er aber nicht, was ihm zukommt: Maulschellen für seine ungewaschenen Reden. — Doch das gehört nicht daher. — Das waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, seine Freunde lustig; in der Frühe ging es

hinaus, bei einem so frischen Morgen in den schönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirscht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genossen. Wie Einem das Herz schlägt, wenn Alles ringsum so feierlich still ist, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, so leise wie möglich." Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiste wegkam, als schleiche er durch den Wald, wobei er seine Füße mit den Pantoffeln, langsam auf die Spitzen tretend, bewegte. „Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwiese, die fällt sachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein schäumendes Wasser vorbeirauscht. Auf der Wiese steht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüsch hervor, schreitet er, der Hirsch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, schwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude ist, und der Hauch schlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber so röhrt, schleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchse schußfertig — —" Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger an das Auge — „und auf einmal — prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen."

„Prrdautz!" machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

„Nein, nein, das ist kein Vergnügen," sagte die sanfte Frau Brenner, „so ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu schießen."

Der Jäger zuckte mit den Achseln und wiegte sich wohlgefällig auf der Kiste hin und her. „Wer das freilich nicht

mitgemacht hat," ſagte er nach einer Pauſe, „der verſteht's auch nicht. — Aber," ſetzte er beinahe ärgerlich hinzu, „wenn man ſich das ganze Jahr darauf gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden."

„Nicht wahr, der Herr Baron ſind dieſes Mal gar nicht hinaus gegangen?" fragte Frau Brenner.

„Nicht einen Schritt, und kein Menſch hat's begriffen. Zuerſt dachte ich: nun, er wird ſchon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe ſchüttelte und mir ſagte: Paß auf, Jonas, diesmal iſt's niſcht mit dem Jagen, da dachte ich: ſo ſoll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinſchlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wäſſerig machen mußte, der in ſeinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. — Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin ſtand: ich ſollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück ſchießen und herein ſchicken, der Herr würde ſich vielleicht noch entſchließen. — Ja, er entſchloß ſich auch, aber zum Zuhauſebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnender für ihn, der ſich mir nur immer ſo vor die Naſe hinſtellte. Den ſollte der Herr ſchießen — Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!" Damit kratzte ſich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. „Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlümmel ſeinen erſten Jagdverſuch an dem edlen Thiere macht!"

„Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamſt?" fragte Frau Brenner ſchüchtern.

„Sehr freundlich, wie immer," entgegnete ihr Mann. „Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht ſo ganz bei der Sache wie ſonſt; ich ſprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirſche und Rehe vor, die ſich hier und dort befanden; er ſagte zuweilen wohl: ſo, ſo! — ei, ei! aber er war zerſtreut, nicht ſo recht bei der Sache. — Das kann ich euch verſichern," fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie ſeine Taſche. — Nun gut; daß er aber mit ſeinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an ſeinen ſonderbaren Fragen; er verwechſelte oft Wege und Reviere. — Was hat das zu bedeuten? — Was kann das ſein, Frau? He! ſage mir deine Anſicht."

Frau Brenner konnte ſich nicht enthalten, bei dieſer Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeſchlagen hatte und an den langen Franſen ihres wollenen Umſchlagtuchs zupfte.

„Was wird das ſein?" entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pauſe. „Jeder Menſch kann einmal zerſtreut ſein oder andere Gedanken haben; das iſt dir und mir ſchon paſſirt."

Der Jäger nahm ſeinen großen Schnauzbart zwiſchen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar ſeines Bartes von ſich und ſagte: „Paperlapap! wenn ein ſo eifriger Jäger wie der Herr zerſtreute Antworten gibt, während er über ſeine

eigene Jagd spricht, das hat schon was zu bedeuten. Ist er vielleicht unwohl gewesen?"

„Ich habe nichts davon gehört," versetzte Frau Brenner.

„Ja, es gibt da was," meinte der Jäger mit finsterem Blicke. „Ich war einen Augenblick im Stalle und sprach mit dem Reitknecht."

„Mit dem Friedrich?" fragte aufmerksam die Frau.

„Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob sprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wisse, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen sei, machte ein so einfältiges Gesicht, daß ich daraus abmerkte, er wisse mehr, als er sagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, so ging ich in sein Schlafzimmer und stellte sie dort auf, als er gerade drin war."

„Nun, und er war gegen dich wie immer?"

„Wie immer, sehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht ist, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er sprechen möchte, so ging ich ganz zufrieden davon."

„Und er sagte dir nichts?"

„Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das sich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wissen, ob ich glaube, daß die Forste dort gut im Stande seien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthschaften."

„Es ist ein Unglück um so eine Herrschaft," sagte nach-

denklich Madame Brenner. „Aber ſprich nicht ſo laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und ſie hört ſehr gut, wie du weißt.“ — Dabei blickte ſie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

„Iſt denn,“ fragte die andere Frau, „der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr ſo eben ſprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hauſe iſt, Herr Brenner?“

„Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das iſt der Vater. Eine ſcharmante, liebe junge Dame,“ ſprach der Jäger nach einer Pauſe mit außerordentlicher Freundlichkeit. „Ich hatte ſie lange nicht geſehen, doch erkannte ſie mich gleich wieder. „Ei, ſieh doch! das iſt ja der Jäger Jonas,“ ſagte ſie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der ſie draußen Vögel ſchoß. Ich ſage Euch,“ meinte Herr Brenner darauf, „es iſt gut, daß die junge Dame im Hauſe iſt; das gibt doch ein bischen Abwechſelung, ein bischen Leben. War es doch oft da ſo ſtill wie in einem Kloſter.“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteſte Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüſſel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

„Siehe da, Judica!“ ſagte dieſer lachend. „Haſt du mir das gebraut? Nun, da wird's gut ſein. Du kennſt meinen Geſchmack und biſt ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Judica?“

„Mir geht es gut, Vater,“ erwiderte dieſe; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen ſah, ſowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der

auf ihren ſchönen Zügen lag, ſo konnte man wohl glauben, daß ſie die Wahrheit ſage.

„Aber nenn' Margarethe doch nicht Judica!" ſprach bittend Frau Brenner, indem ſie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Kniee ſtellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Meſſer brachte. „Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum ſagſt, ſo iſt das meinetwegen komiſch, und man lacht darüber; aber Judica klingt ſo eigenthümlich — Judica; ich weiß nicht, ſo jüdiſch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholſt, ſo ſagen es zuletzt andere Leute auch."

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, ſchnitt große Stücke Brod hinein, rührte ſie mit dem Löffel zwiſchen die Brühe und erwiderte alsdann: „Wollen's überlegen, wenn es dir ſo großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, ſie Judica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht ſo eigenſinnig geweſen wäre, ſo hätte man ſie auch ſo getauft."

„Das hätte noch gefehlt!" klagte die Frau.

„Sprich dich nur aus," ſagte der Jäger, „ich habe jetzt einen guten Moment und kann ſchon was ertragen." — Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

„Ich will nichts mehr darüber verlieren," ſprach ſanft Frau Brenner. „Du wirſt doch mit der Zeit geſcheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran," ſetzte ſie

ſeufzend hinzu. „Aber wenn du wirklich gut gelaunt biſt,“ fuhr ſie mit bittender Stimme fort, „ſo hör' die Frau einen Augenblick an, ſie möchte gern mit dir ſprechen.“

„So, die Frau Schwörer!“ entgegnete kopfnickend der Jäger. „Ich habe ſie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es iſt ſchon eine gute Weile her, daß wir uns nicht geſehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander.“

„Ach ja,“ ſagte die Frau des Schneiders, „es war recht traurig und thut mir heute noch ſehr weh.“

„Da wir nun einmal bei dem Kapitel ſind,“ ſprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und ſeine Frau anſah, „was macht denn der Ocu —? Gottſchalk will ich ſagen, um dir einen Gefallen zu thun. Iſt ſein neuer Herr zufriedener mit ihm als der brave Meiſter Schwörer? Treibt er einfach ſein Schreiberhandwerk, wie es ſich gehört, oder muß er auch dort Betſtunde mithalten und Heuchelei treiben? — Pfui, Teufel!“

Dabei that er, als ſei etwas Unrechtes in der Suppe geweſen, und ſpuckte heftig auf die Seite.

„Wie ich höre, geht es ſehr gut mit Gottſchalk.“

„So, alſo der Dokter da, der Advokat, iſt mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt ſich nicht, hat aber auch nichts zu ſagen; denn der Gottſchalk iſt ein kluger Kerl, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch ſeine guten Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein X für ein U vormachen kann, der hat's halt gewon-

nen. — Mit dem andern Handwerk ist's überhaupt nichts mehr."

„Ja wohl, ja wohl," sprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger sah sie einen Augenblick lachend an, dann sagte er: „Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl sagt, so sind doch unsere Meinungen himmelweit verschieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr."

„Und das ist wahr," entgegnete die Frau des Schneidermeisters.

„Seht Ihr," versetzte Herr Brenner, „und ich sage gerade anders. Das Handwerk ist so gut, wie es ehedem war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weise gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es eben so, wie ich sagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über schlechten Verdienst, und wenn ihr was haben wollt, so kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr stand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber — o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis so eine verfluchte Schneiderseele — das ist im Allgemeinen gesagt, Frau Schwörer — sich herbeiläßt, euch für euer schweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meister nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundschaft warten, um seinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unser eins muß doch auch seinen Dienst thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch versichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn sagte: ich habe

das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!"

So wie wir das hier niederſchreiben, hatte Herr Brenner ſeinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, ſondern er that das in großen Zwiſchenpauſen, in denen er ſich Zeit genug nahm, ſeine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anſcheinend ſehr aufmerkſam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufſeufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die ſie ihm mit einem angezündeten Schwefelholze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marſchiren, ſo gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegeſſen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm ſeine Tochter gegeben hatte.

„Frau Schwörer wollte dir alſo ſagen" — ſprach ſeine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und verſetzte: „Gleich, gleich, wir kommen ſchon daran. Vorher aber möchte ich noch wiſſen, wie es dem Gottſchalk eigentlich geht und ob er ſich bei dem langen Schreiber wohl befindet?"

„Da geht es ihm recht gut, Gott ſei Dank!" entgegnete Frau Brenner. „Der Herr Larioz mag ihn ſehr wohl leiden, hält ſtrenge Aufſicht über ihn und gibt ſich auch die Mühe, ihn noch in ſeinen Freiſtunden über allerhand Nützliches zu unterrichten."

„Und den Mann," wandte ſich der Jäger an die Frau des

Schneiders, nachdem er eine tüchtige Rauchwolke aus ſeinem Munde gequalmt, „habt Ihr ſo mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottſchalk von der Straße aufgeleſen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte ſtehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergeſſen?“

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte ſich eine gewiſſe Aengſtlichkeit, denn ſie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte ſie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und ſagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: „Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerſtenſchleim ohne alles Gewürz.“

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen,“ antwortete das junge Mädchen. „Sie ſteht ſchon beim Feuer.“

„Was iſt das für eine Suppe?“ fragte Herr Brenner.

„Für eben den Herrn Larioz, der ſeit acht Tagen krank iſt.“

„Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieſer Tage beſuchen. Und was fehlt ihm?“

„O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So ſagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen.“

„Das verſteht ſich,“ ſprach der Jäger.

„Die Suppe bringen wir hin,“ miſchte ſich das Bübchen ins Geſpräch, „Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben ſpielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottſchalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus.“

„So? — Nun, das iſt recht. Das wollen wir morgen ſelbſt einmal mit anſehen. Aber jetzt" — damit wandte er ſich an die Frau des Schneidermeiſters — „was will denn Madame Schwörer eigentlich?"

Dieſe hatte die Hände gefaltet und ſprach gar nicht ſo reſolut, wie man es bei ihr zu Hauſe gewohnt war; auch ließ ſie den Kopf etwas auf die Seite hängen und ſeufzte mehr, als es gerade nothwendig war. „Ach," ſagte ſie nach einer Pauſe, „Herr Brenner, es geht uns recht ſchlecht."

Sie fuhr bei dieſen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

„Nur nicht geflennt, Frau!" ſprach der Jäger, „das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht beſonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geſchichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, ſind bei euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelaſſen, nachdem ſie euch geholfen, die Kundſchaft des Meiſters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Menſch mehr in die Werkſtatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch verſichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertiſchen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen."

„Ach Gott, ja, das war eine ſchöne Zeit!" ſeufzte die Frau.

„Damals ging der Meiſter, wie alle ehrliche Menſchen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus ſeinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte,

und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkstatt, Kerls, die am Sonntag aussahen wie Cavaliere, und alsdann versoffen, was sie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Nest junger Schneidergesellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht läugnen."

„Das ist wahr, aber dafür haben sie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war."

„Ob sie gearbeitet haben! ich will's meinen," sagte der Jäger bedächtig, indem er die Asche in seiner Pfeife zusammen stieß. — „Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollsten Kerls in der Werkstatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zusammen fegten, daß es eine Freude war. Ich sage Euch, meine Livree saß damals, daß der Oberst den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! lassen Sie für Ihren Jäger arbeiten?"

„Das muß wahr sein," sprach Madame Schwörer mit Entschiedenheit, indem sie sich an die Frau des Jägers wandte, „etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht sehen."

„Also eines Tages," fuhr dieser geschmeichelt fort — „es war vor Ostern — fehlen mir die Banditen in der Werkstatt, und statt ihrer sehe ich so platthaarige Eulengesichter, die mich mit geducktem Kopf nur so von unten anschielen."

Es war sehr komisch, wie der Jäger die Physiognomieen

der neuen Geſellen des Meiſters Schwörer nachzuahmen verſuchte. „Doch genug,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „Ihr wißt das beſſer als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundſchaft wegblieb.“

„Das ſei Gott geklagt!“ nahm die Frau das Wort. „Was habe ich dazumal ausſtehen müſſen! Der Schwörer hatte an einem Samstag-Abend einen Schoppen über den Durſt getrunken, und als er nach Hauſe ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leibhaftig in die Krallen des Teufels, denn auf der Straße unterſtützte ihn der Bäckermeiſter Fiſcher.“

„Aha, der!“ meinte der Jäger, „der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn ſie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeſchlagen wird. Aber fromm, ſehr fromm!“

„Leider, leider!“ fuhr die Frau fort. „Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm geſagt, das ſei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann ſei ſein letztes Brod gebacken.“

„Ja, ja, wir wiſſen das,“ ſprach der Jäger; „aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen ſein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt.“

„Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht ſagen. Es geht uns eben ſchlecht; die Werkſtatt iſt und bleibt leer, und was zu thun iſt, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen beſorgen.“

„Und wie iſt er jetzt gelaunt, der gute Meiſter Schwörer? Hat er ſich ſeines ganzen Heiles begeben und will fortan ar-

beiten wie andere Chriſtenmenſchen, oder gibt es noch immer Betſtunden und Traktätchen?“

„Eigentlich noch ſchlimmer als das: er weiß nicht, was er will. Hat unſer braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch ſo eindringlich geſprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm geſagt, die Kopfhängerei, wie er ſie getrieben, das Laufen in die Betſtunden, ſtatt ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſei nicht der rechte Weg geweſen. Hat er ihm doch geſagt, er ſolle ſeinen Kopf friſch aufheben, heiter ſein, guten Muth haben und ſich nicht immer für einen großen Sünder und ſchlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer ſeine Geſchäfte tüchtig und fleißig beſorge, ſeinen Leuten ein gutes Beiſpiel gebe, ſeine Kunden ehrlich behandle, der brauche ſich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betſtunden beſuche, wenn er auch nicht mit geſenktem Haupt einherſchleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit ſo ein kräftiges Wort entfahre, — Ihr verſteht mich ſchon?“

„Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Perſon hätte ihm das nicht beſſer ſagen können. Und hat er das nicht eingeſehen?“

„O, er hat's ſchon eingeſehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner — und darin beſteht eben meine Bitte an Sie — wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte.“

Der Jäger nahm einen Augenblick ſeine Pfeife bei Seite, kraute ſich in dem vollen Barte und meinte, komiſch mit den Augen blinzelnd: „Curios! Ich ſoll den Meiſter alſo auf den

rechten Weg bringen? Nun, das ließe ſich vielleicht machen. Was meinſt du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe ſich das machen?"

„Ich meine," entgegnete Frau Brenner, „wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, ſo könnte es euch beiden nichts ſchaden; du könnteſt mit dem Meiſter Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, ſcheint mir."

„Ach ja, ſo wäre es recht," ſagte Madame Schwörer.

„Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienſt nicht wäre!" ſprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, „der Herr Baron iſt eigen und —"

„Ich weiß, daß der Herr Baron es ſehr gern ſieht," fiel ihm ſeine Frau ins Wort, „wenn ſeine Dienerſchaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottſchalk; er hat ſchon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm geheſt."

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von ſich, und wer ihn genauer anſchaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber ſchielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater feſt anſah und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bruders fuhr. Ob ſie den Blick ihres Vaters verſtand? Wahrſcheinlich, denn ſie näherte ſich ihm und ſagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche ſanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die ſeinige: „Ja, Vater, das könnteſt du wohl thun; es würde mich recht, recht ſehr freuen."

Herr Brenner ſchien ſich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog ſeinen Hemdkragen

etwas in die Höhe und verſuchte es, finſter auszuſchauen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

„Ich glaube, ihr habt was mit mir vor," ſprach er alsdann. Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meiſter Schwörer helfen ſoll, ſo will ich es recht gern thun; ich will ihm ſagen, in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Baſta."

Dieſes Baſta betonte er ſo ſtark, daß die arme Frau Brenner eingeſchüchtert ſtill ſchwieg. Nicht ſo aber Madame Schwörer.

„Sie ſind ein braver Mann, Herr Brenner," ſagte dieſe, „und wenn Sie es thun wollen, ſo thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, ſo werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar ſein!"

„Der Vater thut's," ſprach Margarethe in beſtimmtem Tone, wobei ſie dieſen feſt anſah. „Ich bin überzeugt, er thut's."

Herr Brenner ſuchte bei dieſem Drängen eine Veranlaſſung, ein paar heftige Worte ſagen zu können, und rief deßhalb: „Aber, beim Henker! es iſt ja gerade, als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein ſo großer Dienſt geſchieht, ſo kann ich einen ſolchen Gang auch mal mit Meiſter Schwörer probiren, vorausgeſetzt, daß es mein Dienſt erlaubt. — Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich ſage Euch, Frau Schwö-

rer, Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geſchlagen."

Damit ſtand er auf, fuhr ſeiner Tochter Margarethe, die ſo lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Geſicht, pätſchelte den kleinen Buben auf den Kopf und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er ſein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte ſie ihr beſtens danken, und darauf machte ſie gegen dieſelbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, als wollte ſie ſagen: Verſuch's!

„Ich freue mich recht ſehr," ſagte darauf Madame Schwörer, „wenn ich das zu Hauſe meinem Manne erzählen kann. Ihr ſollt ſehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A geſagt hat, ſo ſagt er auch B."

„Ja, und ſo fort durchs ganze Alphabet bis zum Z," brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben ſchien.

„Davon bin ich überzeugt," fuhr die Frau fort, „daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner ſpricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und ſagt ihm: Wiſſen Sie, Herr Baron, da iſt der Schwörer, der hat ſchlechte Livreen gemacht."

„Das iſt nicht zu läugnen," meinte der Jäger.

„Hat ſich aber nun gebeſſert; ich ſehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron ſollten es mit dem Manne noch einmal verſuchen."

„Und dann?" fragte unwirrſch Herr Brenner, wobei er die Hahnen ſeines Gewehres knacken ließ.

„Dann wird der Herr Baron sagen: Gebt dem Meister Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie sie noch gar nicht dagewesen."

„Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau," erwiderte der Jäger; „laßt gut sein, dazu müssen wir erst sehen, wie sich der Meister im Wirthshaus ausnimmt."

Da er aber lachte, während er das sprach, so unterstand sich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen, indem sie lustig ausrief: „Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht versäume!"

Herr Brenner that, als habe er diese Rede nicht gehört, und um die Fortsetzung derselben zu verhindern, setzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eisernen Ladstock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte sein todtes Eichhorn in der Zimmerecke zunächst der Thür auf die Hinterbeine gestellt, wo es eine sehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und sagte: „Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.".

Das junge Mädchen ging, nachzusehen, und nachdem sie geöffnet, sagte sie: „Ach, Herr Friedrich!" und ließ den, der so eben geklopft, ins Zimmer treten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Herr Brenner hatte den Ladstock des Gewehres noch nicht an seinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überrascht inne, so daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladstock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erscheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu sprechen sei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er sich im Gehen zu stützen schien. Obgleich seine Figur nur mittelgroß war, auch starke Formen zeigte, so schien er doch von Krankheit etwas gebeugt, sowie auch die Züge des anziehenden Gesichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde gesprochen, hatte Herr Brenner den Ladstock eilig an seinen Ort gebracht, und

seine Stirne zog sich zusammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte sich seine Frau, die ihn anschaute, daß er nach seinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenster hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Der eben Eingetretene schien indessen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte seine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verschwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerksam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Gesicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man sich auf etwas besinnen will, schüttelte alsdann mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an Margarethe wandte: „Wer ist denn das?"

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: „Wer es eigentlich ist, wissen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm gesprochen, als du eben gehört."

„Aber wie kommt er ins Haus?" forschte der Vater weiter.

„Durch den Jäger Klaus, Vater," erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. „Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu schaffen? Wir sind doch keine so besonderen Freunde, daß er Veranlassung hätte, meine Wohnung mit seinem Besuch zu beehren."

„Er kommt auch nicht zu uns," sagte das Mädchen mit leiserer Stimme. „Du weißt aber doch genau, Vater, daß er

die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält."

„Ja, ja, das ist so eine alte Freundschaft von damals, als noch Beide zusammen hinten auf dem Wagen gesessen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten."

„Klaus ist der Einzige, der die Mutter häufig besucht, mischte sich Frau Brenner in das Gespräch und setzte mit einiger Schüchternheit hinzu: „Wie Margarethe sagt, so ist es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und sagt, es sei ein recht braver Mann."

„Nu, nu," machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; „wenn das die Großmutter sagt, so habe ich nichts dagegen, es kann auch meinetwegen wahr sein. Aber was ist denn der Andere eigentlich?"

„Ich glaube, der Neffe des Jägers," erwiderte Margarethe.

„So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges besäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich ist. — So, sein Neffe? —" Und wieder fuhr er mit der Hand über das Gesicht, strich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und sagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: „Mein Auge ist gut, und mein Gedächtniß trügt mich selten; das Gesicht und die Figur habe ich schon gesehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht sein. — Komm, Palmarum, du kannst mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu fressen bringen und nachsehen, wie viel sie verlernt haben."

Hierauf zog er seinen Rock an, setzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, sprach er noch lachend zu Madame Schwörer: „Also es bleibt dabei, ich will den Schneidermeister in die Dressur nehmen; wenn der nicht in längstens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshause wieder gefunden hat, so will ich mein Leben lang dazu verdammt sein, Sperlinge zu schießen."

„Gott sei Dank, daß er gut gelaunt war!" sagte Madame Schwörer; „nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergessen."

„An uns soll es nicht fehlen," meinte die Frau des Jägers; „aber was er einmal verspricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt versichert sein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Ursache, Euch dankbar zu sein."

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen

verlegen: „Euer Erlaucht ſind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, ſo freundlich von Ihnen behandelt zu werden.“

„Das iſt ſehr einfach,“ antwortete der Neffe des Jägers, „ich mache es Ihnen gerade ſo, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger thun, als daß ich Ihnen mit ſolchen Kleinigkeiten zeige, wie ſehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen ſehe.“

Er hatte bei dieſen Worten einen Stuhl genommen und ſich neben die Frau Großmutter geſetzt.

Dieſe ſagte mit einem feinen Lächeln: „Es iſt aber eigentlich recht lange her und viel, daß ſich der Herr Graf Helfenberg der damals ſo luſtigen Katharine, die fleißig mit ihm geſpielt, wieder erinnert.“

„Ja, es iſt lange her!“ ſeufzte der junge Mann.

„Es war der Anfang meiner traurigen Tage,“ fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte ſie mit ihrem leuchtenden Auge vor ſich hin, als wollte ſie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite ſchieben, als wollte ſie die Mauern des kleinen Zimmers, das ſie nun ſo lange nicht mehr verlaſſen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daſeins zurückzukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens ſchon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo ſie damals ſchon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu ſpielen, wenn er, wie häufig geſchah, mit ſeinem Vater zum Beſuche zu ihrer ehemaligen Herrſchaft kam.

„Ja, die Zeiten haben ſich recht geändert,“ verſetzte der

junge Mann, indem er seine Hand auf den Arm der Großmutter legte; „und wir Beide sind auch nicht so geworden, wie wir es gedacht."

„Was mich anbelangt," sagte die Frau nach einem schmerzlichen Nachdenken, „so wußte ich schon mein Schicksal, und Euer Erlaucht werden sich wohl erinnern, wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen."

„Ich erinnere mich," sprach finster der Neffe des Jägers, „und bei Gott, ich habe sehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht besser gehen, als Ihnen damals."

Die Großmutter warf einen raschen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mannes. Doch zwang sie sich zu einem Lächeln, während sie antwortete: „O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das ist ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, so könnten Sie mich frisch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir diese Ehre anthäten."

Der junge Mann war bei diesen Worten zusammengezuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, sondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langsam und feierlich anschlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und sprach, während er sich zu einem Lächeln zwang: „Ueber das, was Sie eben sagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten."

„Und die wäre?"

„Daß Sie eines Morgens dieſelbe Glocke, die dort tönt, wieder anſchlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage ſagen wird: Es iſt für den Grafen Helfenberg, — nur ein Wunder, daß es ſo lange gedauert hat! — — — Doch weg mit dieſen Bildern, die mich häufig zur Unzeit geniren! Ich habe ſchon lange verſucht, mir das abzugewöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit beſſer. Räume ich doch dieſen finſteren Phantaſieen Rechte genug ein, wenn ich ihnen geſtatte, über mich herzufallen, ſobald ich allein bin. — O, helfen Sie mir ſie verjagen; erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!“

„Wenn ich nur etwas wüßte,“ ſagte die Großmutter, „was Sie aus jener Zeit intereſſiren könnte!“

„Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzählen.“

Die alte Frau ſann einen Moment nach, dann blickte ſie wieder mit ihren klaren Augen vor ſich hin, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ihre Züge. „Wie unſere Spielplätze von damals wohl ausſehen mögen!“ ſprach ſie darauf. „Es iſt nun ſo gar lange her, daß ich nicht mehr auf Stromberg war; da wird ſich viel verändert haben.“

„An Stromberg ſelbſt mit ſeinen Gütern und Parken nicht viel,“ entgegnete der junge Mann. „Mein Vater, als er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrſchaft gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was er übernahm, hauptſächlich aus Pietät gegen die frühere Beſitzerin, bei der er manche angenehme Stunde verbrachte.“

„Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, ſehr gern,“ meinte nachſinnend die Großmutter. „Gab er doch für Stromberg, ſo viel ich mich erinnere, neben einer großen

Kaufſumme noch die reizende Beſitzung, wohin ſich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern ſpäter zurückzog."

„Dieſer beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbeſtimmt," ſagte der Neffe des Jägers anſcheinend mit ſehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forſchenden, faſt lauernden Blick auf die alte Frau. „Ich war damals in der Penſion, ſelten zu Hauſe, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, ſo war es mir am liebſten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüſchen herumſtreichen konnte."

„Ja, ja, dieſe beiden kleinen Gräfinnen, ich ſehe ſie wohl noch vor mir, als wenn es geſtern wäre. Als ich den Dienſt verließ, waren ſie freilich noch ſehr jung, die eine neun, die andere ſieben Jahre ungefähr, ſo glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube feſſelte."

„Mir kamen ſie gänzlich aus dem Geſichtskreiſe," ſprach der junge Mann, „nur ſo viel erfuhr ich, daß beide ſehr früh geheirathet."

Als er das ſagte, hatte er den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchaute unbefangen vor ſich nieder, ſo daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bemerkte, mit dem ſie ihn ein paar Sekunden lang forſchend betrachtete.

„Es waren zwei ganz verſchiedene Naturen," fuhr die Großmutter nach einer Pauſe fort; „die Aeltere, von Jugend auf ein ſtilles, ruhiges Kind, beſchäftigte ſich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl ſagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere

war blendend ſchön, aber ſchon als Kind ein Wildfang, wie man ſich nur denken konnte. Mit vollem Rechte ſagten wir oft, es ſei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und ſelbſt Fahren war ihre Leidenſchaft, und für ſie war die alte Gräfin nicht ſtreng genug. So wuchſen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche ſchwere Stunde gemacht."

„Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?" fragte der junge Mann.

„Wankelmüthig," entgegnete die Großmutter; „jetzt, ihre Fehler einſehend, konnte ſie bei den Vorwürfen der Mutter ſtundenlang weinen, aufs heiligſte Beſſerung geloben, um morgen wieder wilder anzufangen, als ſie heute geendigt. So hat ſie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu ſprechen, die Euer Erlaucht vielleicht beſſer wiſſen als ich ſelbſt."

„In Wahrheit habe ich mich nie beſonders darum gekümmert," verſetzte Graf Helfenberg. „Sie heirathete einen älteren Mann."

„Den Herrn Baron von Braachen."

„Ganz richtig. Und ſo viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über dieſe Heirath geſprochen. — Sie hat eine einzige Tochter, die ſehr ſchön iſt; ich habe ſie ein oder zwei Mal geſehen."

Bei dieſen Worten traf derſelbe forſchende Blick der alten Frau abermals das Geſicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anſcheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor ſich niederſchaute.

„Ja, eine einzige Tochter," ſprach nach einer längeren Pauſe ſeufzend die Großmutter. „Als ſie geboren wurde,

hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrschaft, der ich heute noch zu tiefstem Danke verpflichtet bin, schriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunsch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme so freundlich auf, daß sie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine bescheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch später das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr."

„Also Sie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derselben ging?" fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

„Allerdings, und die genauesten Nachrichten durch meinen Schwiegersohn, der, wie Euer Erlaucht wissen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda ist und mit seinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam."

„Sehen Sie," sagte der junge Mann nach einem längeren Stillschweigen, „wie hübsch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich so zerstreut, ich möchte sagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle, und deßhalb komme ich auch so gern zu Ihnen. — Die Tochter der Frau von Braachen ist jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. — — Gleicht sie ihrer Mutter?"

„Man sagt, sie sei sehr schön. Und das wird sie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonst soll sie derselben nicht ähnlich sehen, sondern ein liebenswürdiges, folgsames und sehr gutes Kind sein."

„Ja, ja," meinte nachdenkend der Graf.

„Mein Schwiegersohn erzählt gern von ihr," fuhr die alte Frau fort, „und in seiner Art mit einer wahren Begei-

ſterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „da ſie, wie geſagt, ſehr ſchön ſein ſoll und freundlich gegen die Dienerſchaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen beſucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, iſt mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, ſie noch einmal zu ſehen, aber das geht nicht an."

Während das die Großmutter ſagte, blickte der junge Mann ſie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er haſtig etwas erwidern, doch ſchien er ſich eines Anderen zu beſinnen und ſagte nach einer Pauſe in ganz gleichgültigem Tone: „Warum ſoll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie ſie geſchildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß Sie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Beſuche machen könne, ſie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß auch ſie ſich gern von der damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller."

Die Großmutter ſchüttelte mit dem Kopfe und blickte vor ſich nieder, worauf ſie ſprach: „Wenn das ganz von ſelbſt käme, ſo muß ich ſagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu ſehen. Aber eine junge Dame wie ſie, ſchön, gefeiert, der Welt lebend, wird ſich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! — Doch Sie, Herr Graf, ſehen ſie wohl öfter?" fragte die Frau raſch, wobei ſie ihr Geſicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

„Ich?" antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, „ich? — nein, ich ſehe ſie nicht häufig.

Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu sein, doch bin ich fest überzeugt, ja, ich möchte darauf schwören, daß sie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. — Sie fragen mich," sagte er nach einer Pause, während welcher er sichtbar über etwas nachgedacht, „weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen scheinen, als interessire ich mich für das junge Mädchen; und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch ist es nicht ein Interesse, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe sie ein paar Mal gesehen, auch gesprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art."

Er lächelte still, fast traurig in sich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken scharf fixirte.

„Das war da draußen im Walde," sprach er mit leiser Stimme, während er wie träumend vor sich hinblickte, „im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der seine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume so wohl. — Da erschien auch einmal Fräulein Eugenie; sie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgesucht, wie sie häufig zu thun pflegte."

„Und war erstaunt," fragte die alte Frau, indem sie sehr langsam sprach, „dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?"

„Sie war wohl erstaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber sie machte nicht die Bekanntschaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu sein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers."

Der Blick der alten Frau verdüsterte sich, und sie sprach zu sich selber: „Er hat viel von seinem Vater."

„Da hatte ich freilich einen anderen Beweggrund als hier,“ fuhr der junge Mann fort. „Sie wiſſen, daß ich Sie gern wieder einmal geſehen und geſprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus ſeinem Hauſe geht,“ ſetzte er finſter hinzu, „und den Leuten unnöthiges Gerede geben?“

„Das ſehe ich ein, aber warum dort im Walde?“

„O, das iſt noch viel klarer,“ lachte bitter der Graf. „Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er ſei ein luſtiger, wilder Menſch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erſcheinen ſchwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich iſt? — Nein, ich ſchämte mich vor meinem Namen. Das iſt ja auch der Grund,“ ſagte er, nachdem er einen Moment die Lippen feſt zuſammen gebiſſen, „warum ich mich vor der ganzen Welt verborgen in meinem Hauſe halte. Mag man ſprechen über mich, was man will, mag man meinen Zuſtand noch ſchlimmer ſchildern, als er iſt — ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erſcheinen, wie ich bin.“

Bei dieſen Worten war er aufgeſtanden und an das kleine Fenſter getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und ſchmerzlich aufſeufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang ſo ſtill in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange ſprach und in fröhlichem Tone ſagte: „Aber Judica — Margarethe, das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kommt; reiner Gerſtenſchleim, höchſtens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das

als Arzt am beſten wiſſen muß, item, eine ganz gewöhnliche Krankenſuppe.“

Beim Klange dieſer Stimme hatte ſich Graf Helfenberg raſch von dem Fenſter abgewandt, nahm ſeinen Hut und ſprach, indem er der alten Frau die Hand reichte: „Ich muß jetzt gehen; wenn ich wieder komme — und ich darf doch wieder kommen, nicht wahr? — ſo ſprechen wir nur heitere Sachen.“

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und wollte gerade zum Wohnzimmer hinaus, auf den Gang, als ihm dort an der Thür der Armenarzt, Doktor Flecker, begegnete, der faſt gegen ihn angeprallt wäre.

„Bitte um Entſchuldigung,“ ſagte höflich, aber nicht ohne Ironie der Doktor; „für uns beide iſt die Thür zu ſchmal. Wenn Sie mir erlauben, warte ich ſo lange, bis Sie draußen ſind.“

Darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn der Andere ſchritt mit ziemlicher Schnelligkeit auf ſeinen Stock geſtützt der Treppe zu, nachdem er leicht mit dem Kopfe genickt.

„Wer iſt denn das?“ wandte ſich der Arzt fragend an Margarethe, nachdem Jener verſchwunden war.

„Das iſt der Neffe des Jägers Klaus.“

Worauf der Doktor kopfnickend erwiderte: „So, ſo, das iſt der Neffe des Jägers. Hm, hm!“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Don Quixote und Tiger.

Die ſonſt ſo ſtarke Natur des Herrn Larioz war von den ausſchweifenden Feſtlichkeiten, die bei ſeiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens ſtatt gefunden, etwas zu ſtark mitgenommen worden, was ſich, wie Doktor Flecker ſagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweiſe nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem ſtechenden Kopfſchmerz nach, ſowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der erſten Nacht, ſowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers geſeſſen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes geſtützt und ihn durch die Brillengläſer feſter betrachtend, als er ſonſt wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; ſprach doch aus allem, was er that, ſo viel natürlicher Verſtand, ſo viel

Herzensgüte, ſo viel Wohlwollen für alle Menſchen, daß man darüber die Eigenheiten und oft ſeltſamen Anſichten des edlen Spaniers wohl vergeſſen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menſchen voll glühender, ja, vielleicht ausſchweifender Phantaſie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poeſie, welche in ihm ſchon als Kind durch ſeine eigenthümliche und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die ſeine jetzige, mehr als proſaiſche Stellung wohl auf Momente zu feſſeln im Stande war, aber ſo wenig unterdrücken konnte, daß ſie, den zufälligſten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentriſche Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abſcheu vor aller Falſchheit, vor aller Hinterliſt. Wie es Jemand möglich ſei, ſeinen Nebenmenſchen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenſo ſchlecht wie der Stehler vorkam, ſo hielt er es für das verdienſtvollſte Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachſichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber ſchon oft in den Fall gekommen war, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn durchaus nichts angingen, und für welche Einmiſchung er nicht ſelten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abſchreckte, ein anderes Mal wieder gerade ſo zu verfahren.

Daß er ſelbſt dabei von einer muſterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen — Eigenſchaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch ſein Prinzipal, Herr Rechtsconſulent Plager, bedingungsweiſe an ihm hochſchätzte. Wir ſagen: bedingungsweiſe; denn bei den Geſchäften des Advokaten, in die auch

Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Geſinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwiſchen dem Rechtsconſulenten und ſeinem Gehülfen Veranlaſſung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweiſe ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man ſich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen ſchlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in ſolchen Fällen die größte Mühe, ſeinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozeſſiren ſein, ſeid geſcheidt und ſpart euer Geld. Und das war doch ſchon einige Mal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibſtube Scenen gab, die ſchon öfter beinahe zur Trennung der Beiden geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverläßigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieſer ſeinerſeits durch die drückenden Verhältniſſe, in denen er ſich befand, ein halbwegs begütigendes Wort ſeines Prinzipals bereitwillig entgegen nehmen mußte, ſtimmte ihn begreiflicherweiſe nicht milder gegen das hinterliſtige und trugvolle Treiben eines leider ſo großen Theiles der Menſchheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, ſich außerhalb ſeines Geſchäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er ſich bei ſolchen Veranlaſſungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unſchuldigen oder unterdrückten Partei angenommen, zum Beiſpiel im Wirthshauſe eines vielleicht nachläßigen Kellners, der von einem erzürnten Gaſte mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercirplatze eines geknufften Rekruten,

wo es ihm beinahe noch ſchlechter ergangen wäre als dem militäriſchen Zöglinge ſelbſt; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienſtmägden wie ein langes Geſpenſt erſchien, das ſie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es ſei, leichtſinnigerweiſe zuſammen zu ſprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszuſetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht laſſen, ſo zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendſten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, ſo that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunſche nach einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, ſowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatſche, um damit zur Beſſerung der Menſchheit beizutragen, den Schuldigen zu beſtrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In ſolchen Augenblicken konnte er ſich vollkommen in die Gefühle und die Lage ſeines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener ſinnreiche Junker darin fand, als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizuſtehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz ſchon ſeit ſechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, ſein Bett zu verlaſſen, und ſo ſaß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnſtuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollenſammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über ſeine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unſerer Geſchichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und ſtrich mit einer Bürſte

ſeine kurz geſchnittenen Haare in die Höhe, und als das beſtens geſchehen, legte er Bürſte und Spiegel neben ſich auf einen Stuhl und drehte ſeinen gekräuſelten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsſtunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tiſch zu legen und die ſpärliche Mittagsmahlzeit aufzuſtellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottſchalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht ſagen, denn der Tiger, welcher ſich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, ſchob dieſem die beſten Biſſen hin und begnügte ſich mit einem kleinen Theile der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelſt deſſen die Magd obendrein die Schüſſeln und Teller ſo rein abputzte, daß von Gemüſe oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb.

Obgleich die Schreibſtube ſchon geſchloſſen war und der Rechtsconſulent dem Knaben gern erlaubte, manche ſonſt der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, ſo war Gottſchalk doch noch nicht erſchienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger ausſprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich lange aus.

„Ja, es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen," antwortete die alte Magd. „Aber es iſt auch ziemlich weit von hier bis zum Hauſe, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann iſt vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig geweſen. Wiſſen

Sie, Herr Larioz, das muß sehr umständlich und genau gekocht werden für so einen Kranken."

„Ja, für so einen Kranken," murmelte der Schreiber. Dann setzte er lauter hinzu: „Ich möchte wohl, der Doktor dispensirte mich von den ewigen Krankensuppen; ich hätte Lust zu was Festerem. — Was habt Ihr heute?"

„Ach, du lieber Gott!" entgegnete der Tiger fast erschrocken, „etwas sehr Unverdauliches: Klöße mit Wurst. Wenn der Herr Larioz sich erlaubte, davon was zu essen, ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um." — Damit war sie an das Fenster gelaufen und sagte mit sehr freudigem Tone der Stimme: „Sehen Sie, da kommen sie schon; sie sind schon zum Hofthore herein."

„So, sie kommen?"

„Ja, Gottschalk mit seiner Schwester. Was das für ein gutes und liebes Geschöpf ist! Und wie sorgsam sie die Suppe trägt! Ein so braves Mädchen gibt's nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet sie und besorgt noch die Küche und Alles — So! jetzt will ich Ihnen das Handtuch geben und den Löffel."

Sie trippelte bei diesen Worten hinter einen hölzernen Verschlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf seine Kniee breitete, und legte den Löffel neben ihn.

In diesem Augenblicke traten Gottschalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und schien etwas befangen, als sich Don Larioz gegen sie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

„Gerstenschleim, famos!" sagte lustig der Knabe, und

dabei nahm er seiner Schwester das Geschirr ab und trug es zu dem Kranken hin. „Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen selbst gekocht, und die versteht's."

„Daß deine gute Schwester das versteht, habe ich schon lange mit großem Danke empfunden," entgegnete würdevoll Don Larioz. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" wandte er sich an das junge Mädchen, die schüchtern näher getreten war und sich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottschalk in aller Eile Haarbürste und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er versuchte die Suppe, und daß er sie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welches um seine Mundwinkel spielte, sowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich diese schon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache gewesen war, so betrachtete sie dasselbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es sah hier so ganz anders aus als in den Zimmern, wo sie bis jetzt schon gewesen. Wie es ihrem Bruder am ersten Abend hier geschehen war, so beschäftigte auch sie vor Allem das ernste Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen schien und doch wieder so viel Fremdartiges hatte; und wenn sie von demselben ihre Blicke auf diesen selbst niedergleiten ließ, so kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus seinem Rahmen herabstiege, so würde er wohl nicht seltsamer erscheinen als Herr Larioz selbst in seinem eigenthümlichen Anzuge, mit seinem so ganz fremdartigen Gesichte. Ferner beschäftigten sie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoß-

degen in der Ecke und heute besonders eine kleine Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorgesucht und mit neuen Saiten versehen hatte.

Unterdessen hatte sich Gottschalk dem Tische genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurst zeigte und dann pantomimisch zu verstehen gab, Herr Larioz hätte selbst Appetit darauf bekommen, doch habe sie ihn schlauer Weise auf seine Krankensuppe verwiesen. Dabei sahen die ernsthaften Geberden, welche die alte Person machte, so komisch aus, daß Gottschalk sich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf sowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, sagte er, um nicht nach dem Grunde seiner Lustigkeit gefragt zu werden: „Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns essen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders."

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: „Bei San Jago! mir scheint, unser Mittagessen stammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speisung von viertausend Menschen. Ja, das muß so sein, es liegt ein besonderer Segen darauf. Da speist die alte Frau und Gottschalk mit großem Appetit, und nun wollen sie das Fräulein da auch noch einladen."

„Nur des Spaßes halber," meinte Gottschalk; „du kriegst nicht viel, Schwester, aber du mußt einmal sehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich."

Margarethe zögerte, doch sagte Herr Larioz: „So thun Sie ihm den Gefallen; das ist ein kleiner, eigensinniger Mensch,

und Ihren Appetit werden Sie ſich bei dem Schmauſe keinenfalls verderben."

Das junge Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tiſche, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte.

„Was haſt du denn für Ideen?" ſagte Margarethe zu Gottſchalk ſo leiſe, daß es der Kranke nicht hören konnte; „du kannſt doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch eſſen?"

„Nur verſuchen ſollſt du," lachte ihr Bruder; „von eſſen oder ſatt eſſen iſt freilich keine Rede; du ſollſt der Mutter ſagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen."

Margarethe ſetzte ſich kopfſchüttelnd nieder, ließ ſich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß ſie, konnte aber dabei nicht unterlaſſen, zuweilen nach Herrn Lariez zu blicken, der mit ſeiner Krankenſuppe fertig war, den Topf neben ſich auf den Stuhl geſtellt hatte und mit zuſammengelegten Händen nach den Dreien hinüber ſchaute. Er vertiefte ſich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das ſchöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tiſche ſah, beſonders aber, wenn ſie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, ſo kam es ihm vor, als habe ſie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg zu ſehen ſo glücklich und wieder ſo unglücklich geweſen war. Gleich darauf aber mußte er über einen ſolchen Vergleich lächeln, denn er ſah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verſchieden war. Die Spanierin — denn das war ſie, die er neulich geſehen — hatte faſt blau-

schwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er sich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin fast zu weiß und durchsichtig gewesen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu scharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit des feingeschnittenen kleinen frischen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, so mußte er sich gestehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes gesehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch schön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er sie betrachtete, so empfand er nur ein sanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entstanden zu sein schien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämonischer Gewalt gefaßt, es war ihm, als sei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als sei von derselben sein Herz versengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und dessen er sich fast schämte. Unmöglich war es ihm, sich des leicht geöffneten Mundes mit den blendenden Zähnen zu erinnern, ohne sich dabei einen innigen Kuß auf diese frischen Lippen vorzustellen. Das glühende Auge konnnte er nimmer vergessen, es hatte ihn freilich etwas starr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten diese Sterne annehmen, wenn sie zum Beispiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden ist! — Diese Augen hatten ihm in den ersten Nächten seines Unwohlseins viel zu schaffen gemacht; denn

wenn sie ihm auch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erschienen, so hatte doch die Macht des Fiebers diesen Nachthimmel nach und nach getrübt, und wenn er so lange und unaufhörlich hingeschaut, so sah er vor sich nichts als eine nebelhafte Finsterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn anstierten und die ihn, sich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

„Jetzt aber keinen Bissen mehr!" sagte Margarethe mit ihrer sanften und doch so wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derselben jene Phantasieen verjagte, in die er in der Erinnerung an sein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

„Du hast gut reden," fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder sie zurückhalten wollte. „Meinst du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne."

„Gewiß nicht, mein Kind," antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. „Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächsten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus seiner Kur entlassen."

Der Tiger schüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz so sprach, und bemächtigte sich hastig des letzten der Klöße, der sich in der Schüssel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottschalk seine Schwester, die dem langen Manne zum Abschied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, setzte er sich wieder an den Tisch und theilte mit der alten Magd aufs gewissenhafteste die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit dem letzten Stücke Brod bewaffnet, aufs eifrigste vertilgten.

Während der Tiger mit beiden Backen kaute, sagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit so leiser Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: „Gottschalk, gestern Abend habe ich es wieder gesehen."

„Dummes Zeug!" entgegnete dieser. „Was werdet Ihr gesehen haben? Ihr seht überhaupt nicht gut."

„O laß das gut sein; was ich sehen will, das sehe ich doch. Und ich habe es gestern Abend wieder gesehen. Ich sage es noch ein Mal: da ist etwas Unrichtiges dahinter."

„Ihr meint am Ende, es könnten Diebe sein?"

„Was Diebe! Haben sie denn je etwas da unten gestohlen?"

„Nun, was soll es denn sonst sein?"

„Geister sind es, Gespenster!"

Bei dieser Aeußerung des Tigers lachte der Knabe so laut auf, daß sich die alte Magd veranlaßt sah, ihn mit der Hand an die Schulter zu stoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerksam werden. Auch hatte dieser das Lachen gehört und fragte: „Nun, was gibt's denn auf einmal?"

Der Knabe wußte nicht recht, sollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieser ihm mitgetheilt, seinem Vorgesetzten Preis geben, oder sollte er die alte Magd veranlassen, das selbst zu thun. Er hielt letzteres für räthlicher und war dabei boshaft genug, zu sagen: „Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres

daran sein und der Herr Larioz sich veranlaßt finden, der Sache nachzugehen."

„Und was gibt es denn?" fragte dieser. „Nun laßt hören."

Halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der Sprache heraus mußte; was er sagen wollte, hatte ihn schon lange auf dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, daß Herr Larioz durchaus nicht abergläubisch war und gar nichts von Hexen, Geistern und Gespenstern hielt. Deßhalb sagte sie auch: „Der Gottschalk ist halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringste erzählt, so macht er eine große Geschichte daraus."

„Und was habt Ihr ihm denn erzählt?" fragte ernst Herr Larioz. „Es scheint schwer aus Euch heraus zu gehen."

„Ja, ich habe ihm nur gesagt," entgegnete der Tiger, während er anfing, seine Schürze in kleine Falten zu legen — „und daß es wahr ist, darauf können Sie sich verlassen — es ist mir jetzt nämlich einige Mal Abends passirt, daß ich von hier aus nach Hause gegangen bin."

„Das passirt Ihr wohl jeden Abend?"

„Ja, das passirt mir alle Abend. Wenn ich also nach Hause gegangen bin, so habe ich zuweilen gesehen, das heißt nur in den letzten Tagen, so lange Herr Larioz krank sind, daß in der Schreibstube drunten ein Licht war."

„Nun, was weiter?"

Die Magd schluckte heftig, denn ihre Erzählung, da sie in ihrer Phantasie Geister und Gespenster hinein verwob, erschien ihr natürlicher Weise weit graulicher, als jedem Andern.

„Die grünen Vorhänge waren herabgelassen und doch sah ich das Licht durchschimmern.“

„Ist das ein Ereigniß?“ meinte Herr Larioz. „Da wird Herr Doktor Plager noch in seinem Zimmer gearbeitet haben.“

„Nein, nein, das hat Herr Doktor Plager nicht gethan,“ sagte eifrig die alte Person und setzte pfiffig lächelnd hinzu: „Wir sind auch nicht so dumm.“

„Wie wir aussehen,“ flüsterte Gottschalk.

„Als ich das Licht zum ersten Mal schimmern sah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des Herrn. Das war aber geschlossen, und ich erinnerte mich auch wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen gesehen zu haben.“

„Das hätte Sie mir gleich sagen sollen,“ versetzte Herr Larioz ernst.

„Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu stören.“

„Und du hast auch darum gewußt?“ fragte der Schreiber den Knaben.

„Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen so eben, aber ich glaube, er hat nicht recht gesehen. Was soll das gewesen sein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Ansicht der alten Frau getheilt,“ setzte er schelmisch lachend hinzu.

„Welche Ansicht?“

„Es seien Geister oder Gespenster gewesen.“

„Mit eurem dummen Zeuge!“ entgegnete ſtreng Don Larioz. „Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten.“

„Ach, du mein Gott, Herr Larioz,“ ſprach ſchüchtern die Frau, „es iſt das hier ein uraltes Haus, in dem ſchon ſo viele Menſchen geſtorben ſind und allerhand paſſirt iſt. Da könnte doch —“

„Halt Sie Ihr Maul, Frau; ſo etwas mag ich nicht hören,“ antwortete der Spanier. „Sprech Sie vernünftiges Zeug. Und das Licht hat Sie jeden Abend geſehen?“

„So lange Herr Larioz zu Bett lag, jeden Abend, zwiſchen ſechs und acht Uhr.“

„Und hat Sie nie etwas gehört? Sie iſt doch gewiß näher geſchlichen, um zu lauſchen.“

„Ein einziges Mal nur,“ verſetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, „und dann gewiß nicht mehr.“

„Und da hörte Sie etwas in der Schreibſtube?“

„Ja, es war mir, als flüſterte dort etwas zuſammen und lachte auch.“

„Nun, da ſieht Sie alſo, Frau,“ ſagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, „daß es keine Geſpenſter geweſen ſind. Geſpenſter ſind, ſo viel ich weiß, vollkommen ſtumm und geben nie einen Laut von ſich.“

„O nein, Herr Larioz,“ ſprach faſt ängſtlich die alte Perſon, „das weiß ich beſſer; ich weiß eine Geſchichte von einem flüſternden Geſpenſt, von einem lachenden Teufel und von einem ſchmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau.“

Gottſchalk machte ein etwas langes Geſicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er ſich vor, den Tiger bei nächſter Veranlaſſung zu erſuchen, ihm dieſe ſchreckliche Geſchichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: „Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben."

„Schmatzende Todte, Herr Larioz," sagte demüthig die alte Frau.

„Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advokaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen. Verlaß' Sie sich darauf: das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?"

„Gewiß, auch gestern Abend."

„Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?"

„Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen."

„Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus."

„O, ich werde mich hüten," sagte pfiffig lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; „Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen."

„Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen," sprach wichtig der lange Schreiber. „Aber jetzt geh du an deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen."

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich

behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und ſchritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. „Wenn die Frau nicht falſch geſehen hat," ſprach er zu ſich ſelber, „ſo bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß hat. Vielleicht iſt es der Herr Rechtsconſulent ſelber, der abſichtlich ſehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und heimlicher Weiſe noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Plager pflegt nicht zu flüſtern und noch weniger zu lachen."

Unter dieſen Gedanken war Don Larioz in die Ecke des Zimmers getreten, wo ſein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken verſunken, unter den Arm nahm und ſo ſeinen Spaziergang fortſetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmeſſen und kehrte gerade der Stubenthür den Rücken, als er in ſeinen Phantaſieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

„Das muß ich ſagen," rief derſelbe, „unſer edler andaluſiſcher Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgeſtanden, ſcheint irgend einen Kampf beſtehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Rieſen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrteſter, daß ich eigentlich hätte gefragt werden ſollen, ehe man in ſeinem Zimmer ſo extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich Ihnen dieſe Bewegungen nicht mißgönne, aber ruhig, alter Freund! So etwas Hin- und Herſchlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende ſchon gefallen laſſen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen ſehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott

weiß welchen kriegerischen Phantasieen, das kann mir durchaus nicht angenehm sein. Also in den Stuhl gesetzt! Lassen Sie Ihren Puls fühlen."

Der Schreiber stellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: „Wieder viel Lärmen um nichts!" ließ sich aber doch folgsam auf seinen Sessel nieder und streckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hause war, die lange Pfeife. Er griff behutsam an den Puls des Patienten und schien mit seinen Beobachtungen zufrieden zu sein. Auch das Aussehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er sich einen Stuhl neben den Sessel des Herrn Larioz zog, sich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge seine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier schnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein so wohlgefälliges Gesicht, daß Herr Doktor Flecker sagte: „Mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust, das auch einmal wieder zu versuchen. Geniren Sie sich gar nicht und stecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider ist."

„Ich habe mich darauf gefreut," sagte Don Larioz freundlich; „Sie kennen aber meine Folgsamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, so will ich mit einer wahren Wollust die ersten Züge thun."

So geschah es denn auch. Der Spanier drehte seine Papiercigarre sehr umständlich, ja, mit einer gewissen Feierlichkeit, zündete sie langsam an, und als er sich nun in den Sessel zurücklehnte, einen langen Zug in sich hineinsog und dann die Augen schloß, spielte ein außergewöhnliches Behagen auf seinem sonst so ernsten Gesichte.

Der Doktor ſchaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derſelbe ſagte: „Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes iſt. Aber jetzt ſagen Sie mir einmal, auf welche Art ſind Sie in den verfluchten Zuſtand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wiſſen Sie wohl, Herr, daß wir ſehr nahe an einem Nervenfieber herumgeſtreift ſind?“

„Ja, ich war recht krank,“ ſprach ernſt der lange Schreiber, „das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Urſache und will ſie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Geſellſchaft luſtiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weiſe mehr als ſeit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Obendrein paſſirte es mir noch,“ fuhr Herr Larioz fort, „daß ich mich ſehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben.“

„Ja, ja, die Wirkung zeigte ſich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir ſind nicht ein Haar breit an einer ſehr ſchlimmen Krankheit vorbeigerutſcht.“

„Gott ſei Dank, daß ſie uns nicht erwiſchte!“ entgegnete lächelnd der Spanier. „Doch kann ich Ihnen verſichern, beſter Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes Gefühl iſt, ſich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal ſo recht ausſtrecken zu können — Ah!“

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm ſtehenden Stuhl gelegt, ſtreckte ſich weit in den Lehnſeſſel zurück und ließ den Dampf ſeiner Cigarre kräuſelnd in die Höhe ſteigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage

des Doktors vorhin nach den Erlebniſſen jenes Tages hatte ihm ſo recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während ſeiner Krankheit keinen Augenblick verſäumt hatte, des ſchönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn intereſſirt wie nie ein weibliches Weſen, ſo war doch das Unwohlſein ſchuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft ſeines ziemlich ſcharfen Verſtandes. Jetzt aber verſchwanden die Schleier, die ſeinen Geiſt gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und geſehen, wieder ſo klar, in ſo ſcharfen Umriſſen vor ſeinem Geiſte auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunſte befreit, nach einem ſchweren Gewitter zu ſehen pflegt. Dabei aber hütete er ſich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von ſeinen Erlebniſſen geradezu in Kenntniß zu ſetzen, traute ſich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieſer die Abſicht merke, warum dies geſchehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch des großen mauriſchen Weiſen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte — denn wie wir bereits wiſſen, hielt er durchaus nichts auf Geſpenſter, Phantome oder Zauberer — ſo hatte er ſich doch ſchon unſägliche Mühe gegeben, dieſen Spruch wieder in ſein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht iſt es eine Formel, woran die wunderbar ſchöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande iſt. Denn daß ſie mit dieſer Rettung irgendwie zuſammen hängen müſſe, daran zweifelte er eben ſo wenig, als daß die Brüderſchaft

zum Dolche Rubens bereit ſein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizuſtehen.

Der Doktor hatte ruhig ſeine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen ſchlauen, lächelnden Blick auf den Spanier, in deſſen Geſichtszügen er wohl las, daß etwas für denſelben Wichtiges ſeine Seele bewege.

„Ich habe," ſagte Don Larioz nach einer Pauſe, „mich neulich wieder einmal mit altſpaniſcher, eigentlich mauriſcher Literatur beſchäftigt und ſuche ſchon lange den Namen eines Weiſen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich ſuche ihn vergeblich."

„Der Teufel mag auch dieſe mauriſchen Namen behalten," verſetzte lachend der Arzt; „namentlich für uns Deutſche iſt das ſehr ſchwer. Das muß euch Spaniern ſchon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was weiß ich? Meine Kenntniß eurer ſo ſchönen Sprache beſchränkt ſich leider nur auf ein paar Worte, die ich obendrein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beiſpiel Caracho, was, glaube ich, nichts ſehr Schönes bedeutet."

„Man ſagt das allerdings nicht häufig in guter Geſellſchaft," bemerkte der Schreiber.

„Olla potrida," fuhr der Doktor luſtig fort, „und vor allen Dingen, was ich früher am häufigſten von Ihnen gehört: Carbanzos."

„Ah, Carbanzos!" wiederholte der Spanier, und ſeine Augen leuchteten.

„Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbſen und Speck. Sie ſtrahlen ordentlich."

„Nicht wegen der dicken Erbſen mit Speck," entgegnete Don Larioz feierlich, indem er ſich aufrichtete; „aber warten Sie einmal. Wie kann man ſo ein Wort vergeſſen. Carbanzos, richtig! Carabanzos — Carabanzeros. Das iſt es! Seht, Doktor, wie der Zufall ſpielt, Carabanzeros iſt der Name des mauriſchen Weiſen, der mir gänzlich entfallen war."

„Den Teufel auch!" erwiderte der Doktor und ſah ſeinen Freund mißtrauiſch an; „das muß ein ſehr unbekannter Weiſer ſein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört."

„Ja, ja," ſagte nachſinnend der Spanier, „ein ſonderbarer Weiſer. Es exiſtiren eigenthümliche Sprüche von ihm, die ſich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache überſetzt, ſeltſam genug, man könnte ſagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor," damit wandte er ſich ſehr ernſt an den Nebenſitzenden, „daß es von dem mauriſchen Weiſen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine —"

„Nein," verſetzte der Armenarzt laut lachend, „das glaube ich nicht."

„Und doch gibt es einen ſolchen," fuhr Don Larioz mit unverwüſtlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: „Trau, treue Trine — ſo beginnt der arabiſche Spruch, in Deutſch überſetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen."

Der Doktor glaubte nicht anders, als ſein Gegenüber wolle ſich einen Spaß mit ihm machen; da er aber ſah, daß deſſen Geſichtszüge vollkommen ernſt blieben, ja, ſeine Augen düſter ſinnend auf ihm ruhten, ſo kamen ihm ganz abſonder-

liche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenſpitze in ſeinen weit geöffneten Mund zu ſtecken.

„Trau, treue Trine" — wiederholte der Spanier, indem er ſchwärmeriſch an die Decke emporblickte, „ſo fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortſetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Ueberſetzung iſt, glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, und vielleicht liegt es auch in dieſem nicht ganz wohlklingenden Namen, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beiſpiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, ſo würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerſt angenehm wäre."

„Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm," ſagte der Doktor kopfſchüttelnd, wobei er es nicht unterlaſſen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu faſſen und nach deſſen Puls zu fühlen.

Dieſer hatte ſich gänzlich wieder einmal in ſeine Träumereien und Phantaſieen verſenkt, und während er ſcheinbar in nebelgraue Fernen vor ſich hinausſtarrte, ſagte er: „Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenſo überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuerſten Nachdenken nicht ſo auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann, ebenſo beſtimmt weiß ich, daß er mir plötzlich einmal einfallen wird. Das hoffe ich."

„Wenn es Ihnen Freude macht, ſo will ich mich auch etwas darum bemühen. Alſo der große mauriſche Weiſe — Carabanzeros —"

„Hat ihn gethan, dieſen Ausſpruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine."

„Gut, ich werde das nicht vergeſſen," erwiderte der Armenarzt; dann ſetzte er lauernd hinzu: „Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?"

„So iſt es; in einem Hauſe auf dem Burgplatze."

„Auf dem Burgplatze?" fragte der Doktor, indem er ſeine Brille feſter an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachſann. „Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das iſt da unten, ich weiß ſchon, es wohnen dort viele Künſtler, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher und dergleichen Volk. So! da hinein ſind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weiſe viel Geſcheidtes erfahren haben."

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: „Das habe ich auch; ich kann Ihnen verſichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich ſage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Burſche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenſchen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich iſt, ſo werde ich Sie ſpäter dort einmal einführen."

„Alſo eine geſchloſſene Geſellſchaft?" fragte der Doktor, wobei er ſehr bedenklich ausſah.

„Ja, wenn Sie wollen, es iſt ſo etwas," verſetzte Herr Larioz; „eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, ſowie zum Frommen aller edlen Menſchen, etwas wie gewiſſe Ritterorden der früheren Zeit."

„O weh, o weh!" ſprach der Armenarzt halb laut vor ſich hin. „Der ſcheint mir in gute Hände gerathen zu ſein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieſer ſeiner ſo außerordentlich ſchwachen Seite anfaſſen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieſes gute und edle Gemüth." — Dann ſetzte er

laut hinzu: „Ja, ja, das kann schon was Rechtes sein; man muß sich die Sache in der Nähe ansehen. Also eine Verbrüderung? — Und darf man deren Namen wissen?“

Herr Larioz wandte seinem Freunde mit großem Ernste das lange und nach seinem Unwohlsein außerordentlich schmale Gesicht zu, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich versichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran setzen, Ihnen in diese vortreffliche Gesellschaft Eintritt zu verschaffen, und dann werden Sie selbst sehen.“

„Ja, ich werde sehen!“ seufzte der Armenarzt, und setzte murmelnd hinzu: „Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und strengen Sie Ihr Gehirn nicht so an, um den Spruch des großen maurischen Weisen Carabatoros wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie sind, muß sich Ruhe gönnen, körperlich und geistig. — Nun, leben Sie wohl, ich sehe auf den Abend nochmals nach Ihnen.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN